

DIE SCHRECKEN DES "FRIEDENS" ...

Die Nachkriegskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mittleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

Band VII/19

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Rumänien

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über die Zerstörung der Lebensgrundlagen in Rumänien (x007/82E-85E): >>... Die schon Ende 1944 einsetzenden Versuche, die rumänische Nationalitätenpolitik auf neue Grundlagen zu stellen, waren von Anfang an kommunistisch gelenkt.

Bei der Bildung des zweiten Kabinetts Sanatescu wurde der kommunistische Professor G. Vladescu-Racoasa zum Minister für Nationale Minderheiten ernannt.

Aufgabe des neugeschaffenen Ministeriums war das Studium "aller durch das Bestehen verschiedener auf dem Gebiet des rumänischen Staates mitwohnender nationaler Minderheiten entstehenden Probleme" und die Überwachung und Kontrolle "aller Maßnahmen, die das gesamte soziale Leben der nationalen Minderheiten betreffen, im Rahmen des Statuts für Nationale Minderheiten".

Das noch im letzten Monat der Amtszeit Radescus, am 6. Februar 1945, erlassene Statut sichert allen rumänischen Staatsbürgern "ohne Unterschied der Rasse, Nationalität, Sprache und Religion" volle Gleichberechtigung zu, wobei nationaler Exklusivismus wie die Propagierung von Haß oder Verachtung um der Rasse, Religion oder Nationalität willen ausdrücklich unter Strafe gestellt werden.

Der freie Gebrauch der Muttersprache im privaten Bereich wurde ebenso verbürgt, wie ihre Zulassung als Amts- und Gerichtssprache in Orten und Bezirken, in denen die Angehörigen einer Minderheit mehr als 30 % der Bevölkerung ausmachen; über die Einrichtung staatlichen Unterrichts in den Sprachen der Minderheiten hinausgehend, sollten sich auch die konfessionellen Privatschulen der Minderheiten staatlicher Unterstützung erfreuen.

Das Nationalitätenstatut wurde durch die Regierung Groza ausdrücklich bestätigt und durch ein besonderes Strafgesetz verstärkt. Ein weiteres Dekret verbot den Gebrauch des Begriffs "Minderheit"; an die Stelle des Verhältnisses von Staatsnation und Minderheiten trat im Sinne der marxistisch-stalinistischen Nationalitätenpolitik die Idee der "zusammenwohnenden" oder "mitwohnenden Nationalitäten".

Ziel dieser Nationalitätenpolitik war es zunächst, dem Kommunismus angesichts der kommunistenfeindlichen Haltung weiter Kreise des Rumänentums bei den Angehörigen der nationalen Minderheiten, den Serben, Ukrainern, Zigeunern, Türken, Tataren, besonders aber den Madjaren, Rückhalt zu verschaffen. Die Sicherung der madjarischen Nationalitätenrechte bildete darüber hinaus eine wesentliche Voraussetzung für die wenige Tage nach dem Regierungsantritt Grozas verfügte endgültige Rückgabe Nord-Siebenbürgens an Rumänien.

Die Volksdeutschen waren von den Vergünstigungen des Nationalitätenstatuts in den ersten Jahren weitgehend ausgeschlossen, obwohl im Organisationsgesetz des Minderheitenministeriums neben der madjarischen, slawischen und "balkanischen" ausdrücklich auch eine: deutsche Sektion vorgesehen war.

Die "Deutsche Volksgruppe in Rumänien" und die ihr 1940 verliehenen Privilegien waren, wohl unter Bezug auf Art. 15 des Waffenstillstandsvertrages, durch Dekret vom 8. Oktober 1944 aufgehoben worden. Unmittelbar nach der rumänischen Kapitulation hatte Senator Hans Otto Roth nach Fühlungnahme mit Ministerpräsident Sanatescu in einem "Aufruf an die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben" die Verantwortung für die Deutschen in Rumäni-

en übernommen.

Als Kurator der evangelischen Landeskirche, mit deren neugewähltem Bischof Dr. Friedrich Müller er eng zusammenarbeitete, behielt Roth auch in der Folgezeit einen gewissen Einfluß. Seinen persönlichen Beziehungen zu Maniu und Bratianu waren: manche Erleichterungen zu verdanken, wenn er auch die von den Sowjets angeordnete Deportation nicht verhindern konnte. Die demokratischen rumänischen Parteien ermöglichten die Herausgabe der "Temesvarer Zeitung" - mit einer Sonderausgabe für Siebenbürgen -, neben der als sozialdemokratisches Organ die ebenfalls deutschsprachige "Freiheit" erschien.

Auf die Dauer mußte sich angesichts der innenpolitischen Gewichtsverlagerungen freilich gerade dieser enge Kontakt der alten sächsischen Führungsschicht zu den "historischen Parteien" nachteilig auswirken; schon gegen Ende des Jahres 1945 ließ Ministerpräsident Groza Roth mitteilen, er könne ihn als "bürgerlichen Reaktionär" nicht mehr empfangen.

Die Politik der rumänischen Kommunisten war in den ersten Jahren nach dem Kriege offen gegen die Volksdeutschen gerichtet. Versuche volksdeutscher Kreise, durch ein "Antifaschistisches Komitee" unter dem Hermannstädter Sozialisten Rudolf Mayer politisch zum Zuge zu kommen, blieben erfolglos.

Das im März 1945 erlassene Bodenreform-Dekret richtete sich in erster Linie gegen die ehemaligen Angehörigen der deutschen Volksgruppe, damit aber praktisch gegen die Volksdeutschen allgemein, da sie ja durch das Volksgruppengesetz von 1940 automatisch zu Mitgliedern der Volksgruppe erklärt worden waren.

Noch das am 14. Juli 1946 verkündete Wahlgesetz schloß neben Kollaborateuren, Kriegsverbrechern und an der Katastrophe des Landes Schuldigen auch alle Mitglieder der ehemaligen deutschen Volksgruppe vom Wahlrecht aus.

Schlimmer noch als die gesetzliche Diskriminierung war die praktische Rechtlosigkeit der Volksdeutschen. Kommunistische Haßpropaganda führte zu örtlichen Ausschreitungen, gegen die vielfach auch wohlwollende Beamte machtlos waren. Willkürliche Beschlagnahmen von Wohnungen, Häusern und sonstigem deutschen Eigentum, Haussuchungen und Verhaftungen blieben auch weiterhin an der Tagesordnung, betrafen freilich das rumänische Bürgertum in kaum geringerem Maße.

Für die Volksdeutschen in den zur Deportation herangezogenen Altersklassen bestand, soweit sie der Verschleppung im Januar 1945 entgangen waren, eine amtlich verfügte Arbeitspflicht, in deren Rahmen sie im Lande, zum Teil in den Bergwerken von Petroseni und Anina, zum Teil zu gelegentlichen Straßen- und Aufräumungsarbeiten, eingesetzt wurden.

Selbst von kommunistischer Seite scheint jedoch eine geschlossene Aussiedlung der Volksdeutschen aus Rumänien, wie sie in der Tschechoslowakei, in den östlichen Reichsgebieten und in Ungarn erfolgte, nie ernsthaft erwogen worden zu sein. Schon in den Jahren 1946/47 gelang den Deutschen dann zum Teil eine gewisse Konsolidierung auf wirtschaftlichem Gebiet, vor allem aber im kirchlichen Bereich und im Schulwesen.

Der offene Übergang Rumäniens zur kommunistischen Diktatur in der zweiten Jahreshälfte 1947 schuf schließlich mit der Ausdehnung der 1944/45 proklamierten Nationalitätenpolitik auf die Deutschen bei gleichzeitiger Inangriffnahme der systematischen Bolschewisierung des Landes völlig neue Voraussetzungen.<<

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über die wirtschaftliche Lage der Rumänien-Deutschen nach der Bodenreform sowie die Lage der Kirche und Schule (x007/85E-93E): >>... **Die wirtschaftliche Lage der Volksdeutschen nach der Bodenreform**

Schon das erste, Ende September 1944 veröffentlichte Programm der Nationaldemokratischen Front hatte umfassende Enteignungen und Verstaatlichungen propagiert. Die Weigerung Radescus, die von der FND geforderte Bodenreform unverzüglich durchzuführen, trug wesent-

lich zu seinem Sturz bei.

Appellierte die Nationalitätenpolitik der rumänischen Kommunisten an die Mitarbeit der nationalen Minderheiten, so sprach auch aus der Bodenreform in erster Linie das Bemühen, die landlose und landarme Dorfbevölkerung für die kommunistische Politik zu gewinnen.

Aus wirtschaftlichen Erwägungen war eine neue Agrarreform, nachdem der eigentliche Großgrundbesitz mit wenigen Ausnahmen schon durch die nach dem ersten Weltkrieg durchgeführten Reformen beseitigt worden war, zweifellos nicht zu rechtfertigen. Das Ergebnis der Bodenreform von 1945 war neben einer katastrophalen Schwächung der rumänischen Landwirtschaft vor allem die Zerstörung der wirtschaftlichen Fundamente des rumänien-deutschen Bauerntums.

Die gesetzliche Grundlage der neuen Bodenreform bildete das Dekret-Gesetz Nr. 187 vom 23. März 1945, das durch das Durchführungs-Reglement Nr. 4 vom 11. April 1945 ergänzt wurde. Entschädigungslos enteignet wurden nach Art. 3 des Reformgesetzes:

- a) "die Bodenflächen und landwirtschaftlichen Besitztümer jeder Art, die deutschen Staatsangehörigen sowie rumänischen Staatsangehörigen, physischen und juristischen Personen, deutscher Nationalität (Volksabstammung) angehören, die mit Hitler-Deutschland zusammengearbeitet haben;
- b) "die Bodenflächen und sonstigen landwirtschaftlichen Besitztümer der Kriegsverbrecher und der für das Unglück des Landes Verantwortlichen;
- c) "die Bodenflächen derjenigen, die in Länder geflohen sind, mit denen Rumänien sich im Kriegszustand befindet oder die nach dem 23. August 1944 ins Ausland geflüchtet sind".

Erst an achter Stelle erwähnt das Gesetz den Großgrundbesitz, soweit er 50 ha überschreitet.

Nach der Definition der Durchführungsverordnung fielen unter Artikel 3, a:

"rumänische Staatsbürger, die Angehörige der deutschen Waffen-SS waren, mit ihren Familienangehörigen in auf- und absteigender Linie; "rumänische Staatsbürger, die mit der deutschen und ungarischen Armee abgezogen sind";

und schließlich:

"rumänische Staatsbürger deutscher Nationalität (Abstammung), die der deutschen Volksgruppe angehört haben, sowie alle diejenigen, die hitleristische Propaganda betrieben haben, indem sie gegen die demokratischen Grundsätze gekämpft oder in irgendeiner Weise zur Unterstützung des hitleristischen Deutschland beigetragen haben, sei es auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem oder sportlichem Gebiet".

Da durch das Volksgruppen-Dekret der rumänischen Regierung vom 20. November 1940 alle rumänischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit zu Mitgliedern der Deutschen Volksgruppe in Rumänien erklärt worden waren, bedeutete dies faktisch die vollständige Enteignung der volksdeutschen Bauern, unabhängig von der Größe ihres Besitzes.

Ausgenommen waren lediglich die wenigen, die nachweisen konnten, daß sie aus der Volksgruppe ausgetreten waren oder doch ihren Beitrag nicht gezahlt hatten; gelegentlich wurden dabei Gutachten deutscher Antifaschisten herangezogen.

Verschont blieben ferner diejenigen Volksdeutschen, die noch nach dem 23. August 1944 in den gegen Deutschland eingesetzten rumänischen Einheiten gekämpft hatten. Auch ihre Zahl war gering, wobei die Berücksichtigung ihrer Ansprüche überdies in der Hand der örtlichen Ausschüsse lag.

Eine Entscheidung des Ackerbauministeriums vom 31. Mai 1946 nahm auch Zwangsevakuierete von den Bestimmungen der Agrarreform aus; bedeutete dies eine gewisse Milderung, so betraf es doch, da Art. 3, a des Reformgesetzes ausdrücklich beibehalten wurde, nur einen kleinen Teil der volksdeutschen Rückkehrer, vor allem der Sathmarer Schwaben und Nord-Siebenbürger, die nicht Mitglieder des für sie zuständigen Volksbundes der Deutschen in Ungarn gewesen waren.

Das Agrarreform-Gesetz wurde mit seiner Verkündung wirksam, doch setzte die tatsächliche Enteignung im allgemeinen erst im Herbst 1945 ein, da die Ernte laut Gesetz noch von den alten Besitzern eingebracht werden sollte.

Besonders in den ganz oder zum Teil von den deutschen Bewohnern geräumten Dörfern war es freilich schon vor der Verkündung des Reform-Gesetzes zu örtlichen Enteignungsaktionen gekommen, in deren Verlauf auch die zurückgebliebenen deutschen Bauern ausgeplündert und aus ihren Höfen verdrängt wurden. In anderen Orten begannen die im Gesetz vorgesehenen Gemeindeausschüsse sofort nach der Veröffentlichung mit ihrer Arbeit, so daß Enteignung und Neuverteilung bereits im Sommer 1945 beendet waren.

Die gesamte Enteignungsprozedur vollzog sich nur selten in den geordneten Formen, die das Gesetz vorsah. Die örtlichen Ausschüsse, die sich aus Kleinbauern, rumänischen Landarbeitern und Zigeunern zusammensetzten, gaben durch persönliche Bereicherungen und Cliquenwirtschaft vielfach Anlaß zu Beschwerden, so daß ihre Zusammensetzung häufig wechselte. Zunächst wurde den Deutschen im allgemeinen Vieh und Geräte abgenommen.

Dann wurde die Aufteilung des Bodens und der Gebäude auf die neuen Besitzer vorgenommen, soweit sich diese nicht schon vorher auf eigene Faust in den ihnen genehmen Höfen eingenistet hatten. Das Gesetz überließ die Größe der zu vergebenden Parzellen den örtlichen Ausschüssen, wobei jedoch die Gesamtgröße der neuen Anwesen 5 ha nicht überschreiten durfte, in Siebenbürgen waren die "Kolonisten" vor allem Rumänen aus ärmeren Nachbargemeinden, "Motzen" aus den Gebirgsdörfern und Zigeuner.

Die ortsansässigen rumänischen Bauern beteiligten sich nur zum kleinen Teil an den Enteignungen. In den rein deutschen Siedlungsgebieten des Banats gab es im allgemeinen nur wenige Rumänen, Serben und Bulgaren, die für eine Landzuteilung in Frage kamen, so daß man hier in stärkerem Maße Kolonisten aus dem Altreich heranzuführen mußte; in großer Zahl waren rumänische Flüchtlinge, die im Verlauf der Kriegshandlungen aus Bessarabien, der Bukowina und der nördlichen Moldau ins Altreich gekommen waren, an den Landzuweisungen beteiligt. Ein Teil der nicht an geordnete Arbeit gewöhnten Neubauern kehrte schon nach kurzer Zeit in ihre Heimatgemeinden zurück, so daß oft größere Landflächen brach lagen.

Nach den im Frühjahr 1947 nach dem vorläufigen Abschluß der Bodenreform veröffentlichten Zahlen wurden 143.219 Landbesitzern insgesamt 1.443.911 ha Grund und Boden enteignet. Nur 114.000 ha wurden angeblich aus der Enteignung von Großgrundbesitz über 50 ha gewonnen, während die Enteignung der deutschen Klein- und Mittelbauern 536.000 ha ergab. Ein Vergleich der Gesamtzahlen für die Gebiete mit starker deutscher Bevölkerung mit denen der altrumänischen Provinzen ergibt ein klares Bild":

	Zahl der enteigneten Besitzer	Umfang des Bodens enteigneten	Durchschnittliche Größe der enteigneten Besitzungen
in Siebenbürgen	62 157	345 598 ha	5,5 ha
in der Theißebene (Banat und Sathmar)	73 381	362 760 ha	4,9 ha
im Regat (einschließlich Bukowina und Dobrudscha)	7 681	735 553 ha	95,7 ha

Es entfielen somit 97 % der enteigneten Grundbesitzer mit - trotz Überwiegens der kleineren und mittleren Besitzungen - 49 % des enteigneten Bodens auf die Deutschumsgebiete. Eine Gegenüberstellung der Zahlen für die einzelnen Judete (Kreise) läßt die aufgezeigten Verhält-

nisse noch eindeutiger hervortreten.

Rund 1,1 Million Hektar Land wurden an mehr als 900.000 Bauernfamilien aufgeteilt, von denen fast die Hälfte vorher kein eigenes Land besessen hatte. 350.000 ha verblieben als Staatsreserve, aus der später Staatsgüter (Staatsfarmen) gebildet wurden. Der Anteil des letztlich unproduktiven Kleinbesitzes unter 5 ha an der gesamten Anbaufläche Rumäniens wurde durch die Reform von 32,8 auf 57,7 % erhöht.

Die schon im Sommer 1945 auftretende, im Jahre 1946 wiederholte Dürre verstärkte die negativen Auswirkungen der Agrarreform, so daß es besonders im Jahre 1946 zu einer schweren Krise in der rumänischen Landwirtschaft, zu regelrechten Hungersnöten, vor allem in der Moldau, kam.

Die Volksdeutschen hatten ihr Ackerland, ihr Vieh und ihre Gerätschaften bis zum Jahresende 1945 fast ausnahmslos verloren. Geblieben waren ihnen zum Teil die Weinberge, da sie von den Kolonisten nicht bewirtschaftet werden konnten. In manchen Dörfern hatte man die deutschen Bauern kurzerhand auch aus ihren Häusern verdrängt und in die am Ortsrand gelegenen Zigeunerhütten umgesiedelt; zum Teil wurden ihnen einzelne Höfe oder auch die Schule als Gemeinschaftswohnungen angewiesen.

In vielen Fällen gaben sich die Kolonisten mit einem Teil des Hofes zufrieden, so daß der deutsche Vorbesitzer mit seiner Familie in einem Winkel seiner Wohnung, im Nebengebäude oder in der Waschküche wohnen bleiben konnte. Oft waren die unerfahrenen und vielfach arbeitsscheuen Neubauern froh, wenn sie den Rat und die Hilfe der Deutschen in Anspruch nehmen konnten. Mancher volksdeutsche Bauer konnte einen Teil seines alten Bodens gegen Ablieferung des halben Ertrages selbst bestellen; sogar Teile der Staatsreserve wurden vorübergehend an Deutsche verpachtet.

Dennoch suchte ein Teil der enteigneten deutschen Bauern, besonders in der Nähe der Städte, in den Fabriken Arbeit zu finden. Andere versuchten sich durch Aushilfs- und Gelegenheitsarbeiten, im Straßenbau oder auf den zunächst erhaltenen Muster- und Versuchsgütern einen kärglichen Lebensunterhalt zu verdienen.

Das Fehlen der arbeitsfähigen Männer machte sich in vielen Familien erschwerend bemerkbar. Besonders die Jahre 1946/47 waren vielfach Hungerjahre. Eine gewisse Besserung ergab sich mit der teilweise schon 1946 einsetzenden Einrichtung von Staatsgütern, die vor allem die Volksdeutschen zur Arbeit heranzogen.

Für den weiteren Bestand des rumänischen Deutschtums war es von Gewicht, daß die Bodenreform nicht nur die selbständige Lebensgrundlage der zu einem großen Teil bäuerlichen Sachsen und Schwaben vernichtet, sondern zugleich auch die Geschlossenheit der deutschen Bauerndörfer durch die Hinzuführung ortsfremder Kolonisten gesprengt hatte.

Nach der im ersten Anlauf verwirklichten Bodenreform zwang die verschärfte innerpolitische Auseinandersetzung die kommunistische Regierung, auf weitere wirtschaftliche Reformmaßnahmen zunächst zu verzichten.

So konnte sich - von willkürlichen, örtlichen Übergriffen abgesehen - der deutsche Anteil am Wirtschaftsleben der Städte sehr viel länger behaupten. Deutsche Handwerksbetriebe, Geschäfte, ja selbst Fabriken arbeiteten zum Teil ungestört weiter, um erst 1948 von der allgemeinen Bolschewisierung des rumänischen Wirtschaftslebens erfaßt zu werden.

Kirche und Schule

Daß das rumänische Deutschtum die ersten Nachkriegsjahre überhaupt überstehen, daß es gewisse Positionen, besonders im kulturellen Leben, halten oder zurückgewinnen konnte, ist vor allem dem Wirken der Kirchen zu danken, denen die demokratischen Sprecher der Volksdeutschen, Landeskirchenkurator Dr. Hans Otto Roth in Siebenbürgen wie der ehemalige katholische Abgeordnete Dr. Franz Kräuter im Banat, eng verbunden waren.

In der Evangelischen Landeskirche ... war mit dem Hermannstädter Stadtpfarrer und Bi-

schofsvikar Dr. Friedrich Müller am 15. Februar 1945 einer der unversöhnlichsten Gegner der nationalsozialistischen Volksgruppe zum Landesbischof gewählt worden; die Bestätigung der Wahl war eine der ersten Amtshandlungen der Regierung Groza. Bischof Müller hat es durch seine Politik in den folgenden Jahren verstanden, der Evangelischen Kirche eine relativ gesicherte Stellung innerhalb des neuen Staatswesens zu verschaffen.

Man hat Dr. Müller, nicht zuletzt auf Grund seines guten persönlichen Verhältnisses zu Groza, den Vorwurf der Kollaboration nicht erspart; dennoch ist es seiner Arbeit zuzuschreiben, daß seine Kirche, wenigstens bis 1947, die Trägerin des sächsischen Schul- und Kulturlebens bleiben konnte. Im März 1946 erhielt sie die Erlaubnis, ein eigenes Wochenblatt herauszugeben, das ebenso wie die Mitteilungen des Hermannstädter Brukenthal-Museums bis Ende 1947 erscheinen konnte.

Es zeugte für die noch ungebrochene Kraft der Kirche, daß sie im Sommer und Herbst 1946 zu Hilfsaktionen für die Volksdeutschen Nord-Siebenbürgens und für dobrudscha-deutsche Rückkehrer aufrufen konnte. Sehr viel schwieriger war schon damals die Lage der als "kosmopolitisch" geltenden römisch-katholischen Kirche, wenn auch die schwäbischen Bischöfe, Dr. Augustin Pacha in Temeschburg und der apostolische Administrator von Sathmar und Großwardein, Monsignore Johann Scheffler, zunächst noch ungestört amtieren konnten.

Ausschließlich der Kirche war es zu danken, wenn - besonders in Siebenbürgen - in vielen Orten schon kurz nach Kriegsende neben der deutschen Predigt auch wieder deutscher Schulunterricht erteilt werden konnte. Die Evangelische Landeskirche hatte ihre Schulen in Siebenbürgen nach der Aufhebung der Deutschen Volksgruppe wieder übernommen.

Viele Schulgebäude waren freilich zunächst beschlagnahmt, waren mit Lazaretten belegt oder wurden von rumänischen Schulen in Anspruch genommen. Die Honterus-Schule in Kronstadt war Krankenhaus; in der Hermannstädter Brukenthal-Schule (deutsches Gymnasium) wurde eine rumänische Hoch- und Tiefbau-Mittelschule, in der Temeschburger "Banatia" eine medizinische Akademie "23. August" untergebracht, die später zur medizinisch-pharmakologischen Fakultät der Universität ausgebaut wurde. Die zunächst noch freigestellte deutsche Mädchenoberschule in Kronstadt wurde später Sitz einer rumänischen Forstakademie. Überdies fehlte es nach der Verschleppung vielerorts an Lehrkräften.

Trotz aller Schwierigkeiten wurde jedoch, zum Teil in Kirchenräumen, Pfarrhäusern und Privatwohnungen, zum Teil in zur Mitbenutzung freigegebenen rumänischen Schulen, deutscher Unterricht abgehalten.

Mußten im Schuljahr 1945/46 dennoch zahlreiche deutsche Kinder, vor allem im Banat, rumänische Schulen besuchen, wobei ihnen zum Teil zwei bis drei Wochenstunden in deutscher Sprache zugebilligt wurden, so kam es bereits im Frühjahr 1946 zu einer systematischen Neuordnung auch des staatlichen deutschen Schulwesens. Mit Wirkung vom 1. April 1946 wurden im Banat 169 deutsche Lehrer und Lehrerinnen, die vom zentralen Säuberungskomitee überprüft waren, "reinkadriert", d.h. ins Lehramt zurückberufen.

Um die Jahreswende 1946/47 wurde eine zweite Liste mit 78 Namen veröffentlicht, wobei zum Teil auch Lehrkräfte der ehemaligen katholischen Konfessionsschulen in den Staatsdienst übernommen wurden, Bis zum 1. September 1947 sollten in allen deutschen Gemeinden deutschsprachige Schulen mit deutschen Lehrern eröffnet werden. Das Programm konnte nicht voll verwirklicht werden.

In vielen Gemeinden wurden nur vierklassige deutsche Sprachzüge innerhalb der rumänischen Volksschulen geschaffen, die überdies zahlreiche rumänische Pflichtstunden zu absolvieren hatten, zum Teil auch von rumänischen Lehrkräften unterrichtet wurden. Dennoch konnte man gerade im deutschen Schulwesen gegen Ende 1947 - unter den besonderen Bedingungen des Regimes - durchaus von einer Konsolidierung reden.<<

Abschiebung von geflüchteten Rumänien-Deutschen aus Österreich im Juni 1945, Lebensverhältnisse in Süd-Siebenbürgen im Juli 1945

Erlebnisbericht der N. T. aus Katzendorf in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/336-338):

>>Anfang Juni kam der Befehl, wir müßten wieder zurück in die Heimat. Ein russischer Offizier, der gebrochen Rumänisch sprach, versuchte uns damit zu trösten, daß er sagte: "In Rumänien ist Petru Groza, dort ist es gut."

Nun, was blieb uns anderes übrig, als wieder die Heimreise anzutreten. Also wurden wir in Güterwagen hineingepfercht, 70 Personen (kamen mit dem gesamten Gepäck) in einen Waggon, ... und los ging's in Richtung Heimat. Die Fahrt bis nach Hause dauerte volle 6 Wochen und war das Furchtbarste, was ich bis dahin erlebt hatte. Während der ganzen Fahrt kümmerte sich niemand um unsere Verpflegung. Die eigenen kleinen Vorräte waren bald verzehrt. Dann ging das Organisieren los. Oft standen wir tagelang auf irgendeinem toten Gleisanschluß und sahen mit wehem Herzen die Transporte mit deutschen Landsern, jetzt als russische Gefangene, in Richtung Osten an uns vorbeierrollen.

Dann ging's in die ... Gehöfte, um ... etwas Eßbares (zu bekommen), und wenn es oft auch nur ein paar alte Kartoffeln oder Rüben waren, die schon lange Keime aufwiesen. Sowie der Zug irgendwo hielt, wurden 2 Steine zusammengestellt, und der "Herd" war fertig, auf dem nun gekocht wurde. Am schlimmsten empfanden wir den Wassermangel und die fehlende Möglichkeit, sich wenigstens von Zeit zu Zeit waschen zu können. So war es denn kein Wunder, daß nach einiger Zeit viele von Krätze und Ungeziefer befallen wurden.

Endlich kamen wir zu Hause in Katzendorf an. Alle waren wir in voller Erwartung, als unser Heimatdorf in Sicht kam. Würde der Zug halten oder fuhr er durch? ... Und wohin würde die Fahrt dann gehen? Diese bangen Fragen bewegten uns alle. Viele, besonders ältere Leute, hatten Tränen in den Augen. ... Der Zug hielt, und unsere Waggons wurden auf einem Rangiergleis abgekoppelt. Dann betraten wir ... seit langer Zeit wieder heimatlichen Boden.

Hatten wir aber gedacht, wir könnten jetzt ohne weiteres auf unsere Höfe, so sollten wir bald eines Besseren belehrt werden. Zuerst kam der amtierende Richter B. Petra heraus und sagte uns, wir hätten im Dorf nichts mehr verloren. Erst nach stundenlangem Verhandeln und Bitten erlaubte er uns, das Dorf zu betreten. Wir wurden alle in unseren Gemeindesaal geführt, den wir im Jahre 1939 erbaut hatten. Das Gepäck durften uns einige alte Männer mit ihren Wagen, die sie damals noch besaßen, vom Bahnhof abholen und in den Saal bringen. ...

Nun wurde lebhaft darüber verhandelt, was mit uns geschehen solle. Einige von den jetzt "Großen" im Dorf (es waren fast durchweg Zigeuner oder früher zum Dorfpöbel gehörende Rumänen und Ungarn) wollten uns auf die umliegenden Dörfer als Arbeiter verteilen. Die anderen wollten uns einfach wieder zum Bahnhof jagen, und wir sollten zusehen, wo wir blieben. ...

Es waren furchtbare Stunden, sich vom Pöbel verurteilen zu lassen und kein Wort, ... sagen zu dürfen. Es kam keine Einigung zustande, der Stuhlrichter aus der Kreisstadt mußte geholt werden. Er kam mit dem Schwiegersohn unseres früheren Dorfrichters. Der machte dann mit dem Stuhlrichter ... den Vorschlag, uns alle als Arbeiter und Tagelöhner im Dorf zu behalten. So hart uns dieser Vorschlag ... auch traf, es war für uns die einzige Möglichkeit, im Heimatdorf bleiben zu können. Es wurde uns ... gestattet, in leerstehende Häuser einzuziehen.

Bald aber stellte sich heraus, daß im ganzen Dorf kein leerer Hof war, sondern nur die Lehm-buden der Zigeuner außerhalb des Dorfes, die leer und verlassen waren. Ihre früheren Insassen, die sich jetzt nicht mehr "tigani" sondern "romi" nannten, saßen in den sächsischen Höfen. Nur in ganz seltenen Fällen erlaubten sie dem früheren Eigentümer, in eine leere Kammer einzuziehen. Also mußten die meisten Sachsen in ... Zigeunerbuden einziehen. Ich hatte das Glück, daß ich mit meiner Mutter und den Kindern bei meiner Tante, die nicht geflüchtet war, wohnen konnte. Sie war es auch, von der wir das erste warme Essen und meine Kinder die

ersten sauberen Kleider erhielten.

Jetzt mußte jeder zuschauen, wie er sich seinen Lebensunterhalt erwarb. Jeder war froh, wenn er wenigstens bei einem Rumänen als Tagelöhner arbeiten konnte. Da bekam man ... wenigstens noch etwas zu essen. ... Auch in die Dörfer der Umgebung gingen wir als Erntearbeiter. Schwer war es, Milch für die Kinder aufzutreiben. Oft mußten wir in das 6 km entfernte rumänische Dorf Palos gehen, um einen Liter Milch zu holen. In diesen Zeiten halfen uns viele angesehenere rumänische Familien, wie z.B. der Militärkamerad meines Mannes und Sohn des langjährigen Dorfrichters. Er gab uns monatelang Milch und Arbeit und zahlte pünktlich unseren Arbeitslohn.

Trotz bitterer Not und Elend wäre das Leben in dieser Zeit zu ertragen gewesen, wenn nicht die täglichen Demütigungen von seiten des ordinären Pöbels gewesen wären. Auf offener Straße schrien sie uns die unflätigsten Reden nach, ohne daß wir uns auch nur getrauen durften, ihnen ein Wort zu erwidern.<<

Abschiebung aus Niederösterreich im Juni 1945, Rückkehr durch Ungarn von Juni bis Juli 1945, Lebensverhältnisse in Nord-Siebenbürgen bis Juni 1946

Erlebnisbericht der Lehrerin Mathilde M. aus Sankt Georgen in Nord-Siebenbürgen, Rumänien (x007/341-354): >>... Die örtlichen Behörden verweigerten uns die Lebensmittelkarten und drängten uns, in die Heimat zurückzukehren. Am 31. Mai brachen wir wieder auf. ...

Von den Russen war der Befehl ausgegangen, daß alle Flüchtlinge zu repatriieren seien. Außerdem ging das Gerücht um, König Michael von Rumänien habe in einer Rede alle Volksdeutschen und andere Flüchtlinge aus Rumänien aufgefordert, in die Heimat zurückzukehren; jedermann werde alle bürgerlichen Rechte genießen und nichts zu befürchten haben. In unserer hoffnungslosen Situation, in der wir uns befanden, war dies ein rettender Strohalm. Trotzdem wir den Reden nicht viel Glauben schenkten, waren wir entschlossen, den Heimweg anzutreten, denn wir dachten, daß es nicht schlimmer werden konnte.

In Göpfritz wollten wir einige Tage verbringen. In ständiger Furcht vor russischen Übergriffen, hatten wir unsere Wagen zu einer Wagenburg zusammengeschoben und begannen, das Geschirr und die Wagen instandzusetzen. Die Pferde brauchten ... dringend Ruhe. ... Kaum, daß wir unser Lager aufgeschlagen hatten, kamen schon russische Soldaten und schnüffelten herum. Es sah so aus, als hätten sie es auf unsere Pferde abgesehen. ...

Um Mitternacht drangen 3 besoffene sowjetische Soldaten in unser Lager ein und versuchten mehrere Frauen und Mädchen zu vergewaltigen. Das Einschreiten unserer Männer vereitelte den Anschlag. Dabei kamen aber einige in Lebensgefahr. 2 Männern gelang es, den Russen die Waffen zu entreißen. Mit fürchterlichen Flüchen und Drohungen begannen die Russen danach, alle Wagen nach ihren Pistolen zu durchsuchen. ... Noch schlotternd vor Angst, bereiteten wir uns sofort zur Weiterfahrt vor. Hier wollten wir nicht länger bleiben.

Tagsüber treckend, nachts in unserer Wagenburg wachend, erreichten wir am 6. Juni Wien. Hier wurde von der sowjetischen Kommandantur ein großer Treck zusammengestellt, zu dem auch Flüchtlinge aus mehreren anderen nordsiebenbürgischen Gemeinden stießen. ...

Wir kamen bis zur Wiener Neustadt. Hier wurde unser Treck auf eine große Wiese gelenkt, auf der einige Baracken standen. Es war heiß, die Luft stank fürchterlich nach Verwesung, und große Fliegenschwärme umschwirrten uns. Nachdem wir abgestiegen waren und umhergingen, entdeckten wir die Ursache. Es waren Massengräber. Die Toten waren kaum mit Erde bedeckt. Hier sah noch ein Stiefel, dort ein helmbedeckter Kopf oder eine Hand heraus. Wir wandten uns schauernd ab und trachteten danach, außer Sicht- und Reichweite der Gräber zu gelangen.

Nach einiger Zeit kamen mehrere Russen zu uns, darunter auch eine uniformierte Frau, die fließend Deutsch sprach und uns eine Rede hielt, deren Einleitung mir wegen der grotesken

Formulierung in Erinnerung geblieben ist. Sie sagte: "Liebe deutsche Volksgenossen, wir heißen euch herzlich willkommen!"

Wir waren von dieser Anrede verblüfft, nicht weniger auch von dem Inhalt der weiteren Rede, die uns eröffnete, daß man uns in die Heimat geleiten, für unser Wohl sorgen und alles für uns tun werde. An uns sei es, Vertrauen zu fassen und Ordnung zu bewahren. Schließlich verkündete sie uns, man werde uns nun ärztlich untersuchen, unsere Kleider desinfizieren und uns eine Badegelegenheit geben. Sie warnte uns, ungekochtes Wasser zu trinken, da Typhus- und Ruhrgefahr bestehe. Es seien am vorangegangenen Tag 7 Personen an Ruhr gestorben, da sollten wir doch die Zahl der ... Toten nicht noch durch Unvorsichtigkeit erhöhen.

Tatsächlich führte man uns in einen jämmerlichen Waschraum, nahm uns unsere Kleider und Wäsche ab, die jedoch in bester Ordnung und sauber waren. Als wir unsere Kleider zurückerhielten, fanden wir Läuse darin, und in der Folgezeit hatten wir Mühe damit, des Ungeziefers Herr zu werden. Viel schlimmer aber war, das man einen Teil unserer Wäsche und Sachen völlig "desinfiziert", d.h. gestohlen hatte. Alle unsere Reklamationen nutzten nichts, die entwendeten Kleidungsstücke und Gegenstände tauchten nicht mehr auf. Unser Gepäck wurde auch durchsucht, und dabei kam wohl die Hälfte weg. ...

Nachdem wir im "Büro" unsere Personalien angegeben und einen Ausweis erhalten hatten, bekamen wir ein sehr gutes und kräftiges Mittagessen. Als Reiseproviant wurde uns Zwieback, Weißbrot, Salzfleisch, Zucker und Tabak zugeteilt.

Der Aufbruch erfolgte 3 Tage nach unserer Ankunft. Kurz vorher gaben uns die Russen eine kleine Probe ihrer Hilfsbereitschaft. Sie nahmen den Schwaben die guten Pferde und Wagen ab. Auch unsere Fahrzeuge wurden auf ihre Qualität geprüft und die besseren Wagen wurden uns weggenommen. Da unsere Pferde schon zu viele Strapazen hinter sich hatten, erweckten sie nur geringes Interesse, so daß wir unseren Weg nach Umladung der Gepäckstücke ... fortsetzen konnten, während der größte Teil der Schwaben mittels Eisenbahn weitergeschafft wurde.

Da nun die Zahl unserer Fahrzeuge bis auf ein Drittel zusammenschmolzen war, mußten wir Jüngeren zu Fuß neben den ... beladenen Wagen einhergehen. Nur alte Leute und Kinder genossen den Vorzug, fahren zu dürfen. Unablässig von unseren (sowjetischen) "Begleitern" angetrieben, marschierten wir vom Morgengrauen bis in die Nacht. Es wurden anfangs täglich bis 60 km zurückgelegt. Mit uns marschierten auch einige Rumänen, die sich in der Wiener Neustadt angeschlossen hatten und von uns gepflegt wurden. ...

In Ungarn kamen uns die Zerstörungen und die Folgen des Krieges erst richtig zu Bewußtsein. Hier drängte sich uns zum ersten Mal die Frage auf: Wie es wohl zu Hause aussehen würde. Eine große Angst beschlich uns.

(Wir bekamen) Zweifel, ob wir nicht doch hätten versuchen müssen, in Österreich bleiben zu dürfen. Wir sahen die zerstörten Ortschaften, aber viel trauriger sahen die Getreidefelder aus. Russen trieben große Rinder- und Pferdeherden darüber hinweg. Alles wurde zertrampelt, wie auf einer gewöhnlichen Viehweide. Es gab keine Ernte und der Hunger war jetzt schon groß. Die ungarische Bevölkerung war so ausgeplündert worden, daß sie mit Neid und unverhohlener Gier unsere paar Habseligkeiten ansah. Immer wieder versuchten Leute, die früher vielleicht nie fremdes Gut angetastet hätten, uns zu berauben.

Ich zerrte mein abgetriebenes Pferd hinter mir her und ging mit wunden Füßen durch Staub und Hitze, die mitunter von Regen und Schlamm abgelöst wurden. Hinter mir auf dem rumpelnden Wagen saßen 2 kleine Kinder. Dumpf vor Müdigkeit und Kummer, von Sorgen um meinen Mann, der irgendwo an der Front als Soldat gekämpft hatte, um meine irgendwo in Österreich zurückgebliebenen Eltern und um unsere Zukunft.

Nur von dem Gedanken an meine Kinder aufrechtgehalten, trottete ich dahin. Wo würden wir endlich Ruhe finden und wann? Als mein Pferd eines Tages umfiel und verendete, brachte ich

kaum noch soviel Kraft auf, mein Gepäck auf andere Wagen zu verteilen. Nun mußten meine Kinder (8 und 6 1/2 Jahre alt) auch zu Fuß gehen. ... Sie trabten an meiner Hand, bald klagten sie vor Erschöpfung und ihre kleinen Füße taten weh. Als wir endlich Budapest erreichten, waren wir alle dem Zusammenbruch nahe. ...

Einige Tage Erholung am Stadtrand von Budapest ließen uns wieder zu Kräften kommen. Unser Vorrat an Lebensmitteln ... war bis auf einen kleinen Rest Mehl und Zucker verbraucht. Wir tauschten Zucker gegen Brot, Gemüse und Obst. Unsere Gaumen waren von dem harten Zwieback schon wund, und all die Tauschwaren brachten eine willkommene Abwechslung unseres Küchzettels. Unsere russischen Begleiter verteilten wieder Zwieback, Salzfleisch, Zucker und Tabak. Den Tabak verkauften wir. Nun planten wir den Weitermarsch. Unsere Absicht war, über Großwardein zu ziehen, aber die Russen warnten uns vor dem berüchtigten Durchgangslager. ...

Wir befolgten den Rat und nahmen den langen Umweg über Szegegedin in Kauf. Ende Juni brachen wir ... auf. Unsere (sowjetischen) Begleiter waren sehr anständig, wenn auch grob. Sie schützten uns gegen die raublüsternen ungarischen Zigeuner, die uns immer wieder belästigten. Zwischen uns und den Russen entwickelte sich ein rauhes, aber freundliches Verhältnis. Wir zogen über Kecskemet ... nach Rumänien hinein.

An der Grenze empfingen uns die rumänischen Posten herzlich. Sie gaben uns die Hand und hießen uns willkommen. Auch die Zivilbevölkerung begegnete uns freundlich. Sie brachte uns Lebensmittel und Getränke und half uns an schweren Wegstellen. Schlimm war, daß der Typhus, der sich auf dem Weg durch Ungarn in unseren Treck eingeschlichen hatte, immer mehr um sich griff. Auf dem Weg durch die Pußta gab es kein Trinkwasser. Wir stillten unseren Durst, indem wir unreife Maulbeeren und Kirschen aßen, und die Hitze war oft mörderisch. Wir mußten einige Tote zurücklassen. Dann erlosch die Epidemie plötzlich. Die Genesenen konnten sich jedoch infolge ihrer Schwäche kaum weiterschleppen. ...

Am 3. Juli 1945 erreichten wir Arad. Am Stadtrand empfing uns rumänische Gendarmerie und lenkte uns ... nach Neurad, wo wir bei schwäbischen Familien, die 1944 nicht geflohen waren, einquartiert wurden. Täglich mußten wir nach Arad gehen und uns bei der Polizei melden. Die Polizisten verhielten sich uns gegenüber unfreundlich. Jeden Morgen wurden die Arbeitsfähigen unter uns zusammengetrieben und mit großen Lastwagen zur Zwangsarbeit - meist für die Russen - gefahren. Abends kehrten wir dann todmüde in unsere Unterkünfte zurück.

Anfangs hieß es, man werde uns in ein Lager bei Temeschburg schaffen, dann (hieß es) wieder, man werde uns aus dem Lande jagen oder nach Rußland deportieren. Vor (der Internierung im Lager) Temeschburg hatten wir große Angst. Gerüchte gingen um, daß die Lagerinsassen regelrecht zu Tode geprügelt würden. Die Zustände dort seien bedeutend schlimmer als in Großwardein. Schließlich beschlossen wir, unsere letzten Sachen zu opfern.

Wir boten dem Polizeichef eine Million Lei (rumänische Währungseinheit) Lösegeld an. Das Geld brachten wir durch den Verkauf unserer letzten besten Bekleidungsstücke auf. Als der Polizeichef nicht recht darauf eingehen wollte, erhöhten wir unser Angebot, um unsere aus Südmähren mitgebrachten Zuckervorräte. Zucker zählte damals zu den größten Kostbarkeiten. Die Bevölkerung erhielt trotz Lebensmittelmarken pro Kopf und Jahr kaum 100 g Zucker. Nun erhielten wir Papiere, sogenannte Kontroll- und Prüfungsscheine. Diese mußten genau ausgefüllt werden.

Endlich ... war es soweit. Die vom Polizeichef unterschriebenen Papiere wurden uns ausgehändigt, und wir durften in Richtung Heimat aufbrechen. Erleichtert und voller Hoffnung machten wir uns auf den Weg. Der Sommer hatte seinen Höhepunkt erreicht. Es herrschte glühende Hitze, die uns, die wir durch viele Entbehrungen und große Anstrengungen bis auf Haut und Knochen abgemagert waren, rasch ermüden ließ; und trotzdem gönnten wir uns

kaum noch Rast, denn mit jedem Tage kamen wir unserer Heimat näher. ...

Am 14. Juli 1945, gegen Abend, sahen wir unser Dorf, unser St. Georgen. Der Ruf: "Wir sind daheim!", ging wie eine Erlösung durch unsere Kolonne. Wir weinten und lachten und es schien, als wäre wieder alles schön und gut. Unser Kalvarienweg war aber nicht zu Ende. Eine große Enttäuschung stand gleich am Anfang unserer Heimkehr. Vor dem Ortseingang erwarteten uns rumänische Bauern, mit Knütteln in den Händen blickten sie uns drohend entgegen. Als wir näher heran waren, schrien sie: "Niemand von euch betritt das Dorf, ihr habt hier nichts mehr zu suchen!"

Wir hielten an. Die Rumänen und Zigeuner umringten uns und überhäuften uns mit Drohungen. Von den uns bekannten ortsansässigen Rumänen waren nur wenige darunter, es handelte sich vielmehr um "Kolonisten", die aus dem siebenbürgischen Erzgebirge kamen, und unsere Höfe in Besitz genommen hatten. Die Zigeuner, ehemals Tagelöhner und Knechte bei sächsischen Bauern, gebärdeten sich am wildesten. Sie brüllten, daß jeder erschlagen würde, der es wagen sollte, ins Dorf hineinzugehen.

Schließlich ... schlugen wir auf einer Wiese unser Lager auf und verbrachten, fassungslos über die neue Wendung der Dinge, die Nacht. ... Am nächsten Morgen erschien die Polizei und der Bürgermeister. Es war ein junger, gutsituierter ansässiger Rumäne, dem unsere Lage ganz offensichtlich peinlich war, aber es war ihm nicht erlaubt, unsere Unannehmlichkeiten zu beenden. Während uns die Kolonisten (Motzen; rumänischer Volksstamm aus dem siebenbürgischen Erzgebirge) und Zigeuner mit Schimpfreden überhäuften, zogen wir von der Gendarmerie begleitet in die Gemeinde ein. ... Das Maß unserer Erniedrigung war voll. Von Gendarmen eskortiert, beschimpft und immer wieder bedroht, einem Verbrecherhaufen gleich, nahm uns die Heimat, um die wir so viel gelitten, in Empfang.

Auf dem Dorfplatz mußten wir halten. Dort wurden wir ... nach unseren Personalien gefragt und unsere Ausweise geprüft. Dann gab der Feldweibel Anweisungen, uns in leere Scheunen einzuquartieren, bis er, wie er sagte, weitere Befehle erhalten würde. Während der Vernehmung wurden wir immer noch von den neuen Dorfbewohnern angegafft und geschmäht, nur die ortsansässigen Rumänen zeigten sich freundlich. Sie brachten uns Lebensmittel und trösteten uns. Auch sie lehnten das Verhalten der Kolonisten und Zigeuner ab und lagen mit diesen in Streit. Es werde schon besser werden, so versicherten sie uns. ...

5 bis 7 Familien wurden jeweils in leerstehende Scheunen dirigiert, wo wir uns, so gut es ging, einrichteten. Wir hatten ja fast nichts und wollten auch nicht viel. Mit einer Strohschütte als Lager waren wir vorerst sehr zufrieden.

In unseren Häusern hätten wir es auch nicht besser gehabt, denn die meisten Einrichtungsgegenstände waren z.T. von den Russen und zum anderen Teil von Rumänen aus der Heide verschleppt worden. Fenster und Türstöcke waren ausgebrochen, sogar Dachrinnen abgenommen und viele tausend Dachziegel gestohlen worden. Fußböden, Zäune und oft auch das Dachgebälk von Scheunen und Ställen wurden von den Motzen abgetragen und als Brennholz verbraucht. Es war für sie zu mühevoll, sich in den nahen Wäldern mit Brennmaterial zu versehen. So oder ähnlich sah es in allen Gemeinden Nordsiebenbürgens aus. Der Krieg selbst hatte hier nicht gewütet, aber um so mehr die zurückgebliebene Bevölkerung.

Nach wenigen Tagen veränderten die Kolonisten ihr gehässiges Verhalten uns gegenüber. ... Nachdem die Gendarmerie erlaubt hatte, daß wir im Dorf bleiben durften, fürchteten die Kolonisten, man würde sie wieder aus den von ihnen besetzten sächsischen Höfen hinauswerfen. ... Einige erlaubten den früheren sächsischen Eigentümern, zu ihnen zu ziehen. ...

Allmählich leerten sich die Scheunen, und schließlich wurden diejenigen Heimkehrer, die keine Aufnahme in ihren Höfen fanden, in die rumänische Staatsschule, in das sächsische Pfarrhaus und in ein großes leerstehendes Bauernhaus einquartiert. ... Währenddessen mußten wir den Kolonisten unsere Fahrzeuge zur Verfügung stellen und damit Heu einfahren. Feldar-

beit gab es kaum, denn der größte Teil der Äcker war unbebaut und die Weingärten, die wertvollsten Güter unserer Bauern, waren verwildert. Auf dem Dorfplatz wurde die Weizen- und Sonnenblumenernte des vorigen Jahres gedroschen, dabei mußten wir ebenfalls helfen.

Von der Gendarmerie waren uns blaue Scheine, die uns als Deutsche legitimierten, ausgehändigt worden. Wir erhielten den Befehl, die Dorfgrenzen nicht (ohne Erlaubnis) zu überschreiten und mußten uns täglich beim Gendarmerieposten und beim Notar melden. Männer und Frauen mußten täglich zu Fuß nach Lechnitz, 10 km hin und 10 km zurück, zur Arbeit.

Die Männer mußten Heu und Stroh zu Ballen pressen, und die Frauen mußten für die Soldaten kochen, putzen und waschen. Dafür erhielten sie nicht einmal ein Stück Brot oder Maisbrei. ... Nicht genug damit. Fast jede Nacht unternahm die Gendarmerie Kontrollen in unseren Unterkünften. ... Dabei waren sie immer grob und rücksichtslos. Die Türen wurden mit Stiefeln oder den Gewehrkolben aufgestoßen und die Schlafenden, ob alt oder jung, wurden auf die gleiche Weise geweckt.

Nach Ablauf der ersten 2 Wochen versammelte man uns zu ungewohnter Stunde vor der Gemeindeganzlei. Es fand ein förmliches Massenverhör statt. ... Am Schluß des Verhörs verkündete der Gendarm, bis zum Abend müsse jedermann seine Sachen gepackt haben. Eine Garnitur Wäsche, Mundvorrat für einige Tage und sonstige notwendige Dinge dürften mitgenommen werden, der Rest habe zurückzubleiben. Wohin man uns zu bringen beabsichtigte und zu welchem Zweck wir packen sollten, wurde nicht gesagt.

Unter unseren Leuten entstand eine große Panik. Der Gemeindeganzler wurde bestürzt, doch zu sagen, was man mit uns vorhabe; er schwor sich, nichts zu wissen. Das bestärkte unsere Vermutung, man werde uns nach Rußland deportieren. Gelähmt vor Schrecken, begannen wir unsere Bündel zu schnüren. Hatten wir unser Schicksal nicht schon zur Neige ausgekostet? Was sollte mit uns geschehen?

Gott hatte uns verlassen, so dachten wir verzweifelt. Ich mußte diese verzweifelten Menschen immer und immer wieder zur Ruhe ermahnen und trösten. Dabei hatte ich doch selbst 2 kleine Kinder, und meine alten, kranken Eltern waren außerdem einige Tage zuvor aus dem Lager Großwarden eingetroffen. Nun sollten wir schon wieder weiter.

Allmählich beruhigten wir uns, und scheinbar gefaßt traten wir abends zur befohlenen Stunde vor der Gemeindeganzlei an. Der Sekretär verkündete, daß der Aufbruch auf den nächsten Morgen verschoben worden sei. Wir könnten deshalb heimgehen, müßten uns aber am folgenden Tag wieder pünktlich um 5 Uhr einfinden. Wir hielten es für ein gutes Zeichen und waren schon wieder voller Hoffnung. Sie haben es sich nochmals überlegt, hieß es, sie werden uns doch nicht deportieren.

Nach einer schlaflos verbrachten Nacht traten wir am nächsten Morgen wieder an. Unsere leise Hoffnung, man werde uns wieder nach Hause schicken, erfüllte sich nicht. Gendarmen erschienen und begannen sofort mit der Kontrolle unserer kleinen Bündel. Pferde und Wagen mußten zurückbleiben. Erst nach vielem Bitten und Betteln erhielten wir 2 Pferdegespanne für unsere Alten - es befanden sich einige 90jährige unter uns - und die Kranken. Nachdem wir diese armen Leute auf den Wagen gepackt hatten - sie klagten und weinten leise, hatten sie doch nur noch ... einen Wunsch, in der Heimat zu sterben, und nun sollte auch dieser Wunsch nicht erfüllt werden - trieben uns die Gendarmen zum Dorfe hinaus.

Unsere Habseligkeiten auf den Schultern, weinende und erschreckte Kinder an den Händen und Mütter, ihre Säuglinge in den Armen tragend, Alte und Gebrechliche stützend, zogen wir die staubige Landstraße entlang. Wohin? - Niemand wußte es. Und niemand wußte, ob wir jemals wieder zurückkehren würden. Diesmal nahmen wir endgültig Abschied von der Heimat; aber unsere Peiniger ließen wir es nicht merken. Auch diesmal fehlten die Kolonisten und Zigeuner nicht als Zuschauer. Höhnisch grinnten sie hinter uns her und gaben deutlich zu erkennen, wie beutegierig sie auf unsere zurückgebliebenen Sachen waren.

Unser Marsch führte uns über Lechnitz ... an den Schajo-Fluß. Die Brücke war zerstört, und die Strömung war ziemlich stark, aber hinüber mußten wir. Viele waten durch das tiefe Wasser, andere versuchten über die Trümmer der Brücke an das andere Ufer zu kommen. Endlich waren wir in Ungersdorf. 19 km hatten wir unter glühendheißer Sonne, ... von fürchterlichen Schimpfworten und Kolbenstößen angetrieben, zurückgelegt. Wir waren am Ende unserer Kräfte. Endlich durften wir uns ausruhen.

Dann wurden wir einer Kommission, bestehend aus rumänischen Offizieren und Zivilisten, vorgeführt. ... Diese Kommissionen übten nach dem Umsturz in Rumänien ihre Tätigkeit aus und sortierten die politisch belasteten Personen heraus.

Der Leiter der Kommission, ein Hauptmann, ließ uns antreten und hielt ... eine Ansprache, in der er uns die beruhigende Erklärung abgab, daß wir nicht nach Rußland deportiert würden. Zwar mußten von nun an alle Frauen und Mädchen im Alter von 18-30 Jahren und alle Männer von 18-45 Jahren Zwangsarbeit leisten, aber diese werde in Rumänien erfolgen. Frauen mit Kindern unter einem Jahr und Schwerkranke seien davon ausgenommen. Er wolle sich auch bei der zuständigen Behörde darum bemühen, daß die Gruppe der Arbeitspflichtigen nicht zu weit von ihrem Heimatort, also in Klausenburg oder sogar in Dej, eingesetzt werden. Auch sollten wir in Briefwechsel stehen dürfen.

Uns wurde nach dieser Mitteilung leichter ums Herz, und da der Hauptmann wirklich ... mit echtem Mitgefühl zu uns gesprochen hatte, glaubten wir ihm. Nachdem unsere Namensliste vorgelesen und die Anwesenheit aller festgestellt worden war, wurden diejenigen von uns, die in die erwähnten Altersklassen fielen, nochmals aufgerufen. Es waren etwas über 50 Mädchen, Frauen und Männer. Ich war zu jenem Zeitpunkt 31 Jahre alt, also knapp über der gefährlichen Altersgrenze.

Der Abschied der auseinandergerissenen Familien war herzerreißend. Die meisten Frauen ... hatten Kinder, die sie allein zurücklassen mußten. Die Väter waren irgendwo im Krieg geblieben. Niemand wußte, was uns die Zukunft bringen, was mit den Zwangsarbeitern und was mit den Zurückgebliebenen geschehen würde. Und schon zogen die zur Zwangsarbeit Verurteilten unter Eskorte ab. Um ihren Schmerz und ihre Verzweiflung zu verbergen und um ihre große Müdigkeit überwinden zu können, stimmten sie ein Marschlied an. Als sie unseren Blicken schon längst entschwunden waren, hörten wir noch immer ihren Gesang.

Wir erhielten den Befehl, wieder nach St. Georgen zurückzugehen. ... Als wir uns St. Georgen näherten, sahen wir dort Rauchwolken aufsteigen. Atemlos eilten wir ins Dorf, um den Brand zu löschen. 2 ehemals sächsische Höfe brannten lichterloh. Die Kolonisten standen mit verschränkten Armen in der Nähe und freuten sich sichtlich an den Flammen. Als wir mit dem Löschen beginnen wollten, stürzten sie sich auf uns und schrien, daß wir, die "Hitleristen", den Brand gelegt hätten. ...

Schließlich brachen diese grotesken Anschuldigungen in sich zusammen. Immerhin wurden viele "zur Strafe" wieder in Scheunen einquartiert. Als man uns davonführte, hatten die Kolonisten Zuversicht geschöpft, daß es mit den Sachsen nun endgültig vorbei sei. ... Sie verweigerten ihren bisherigen "Untermietern" nun endgültig den Zutritt zu ihren Höfen. Wir mußten danach bei unseren Gesprächen sehr vorsichtig sein. Schon die Äußerung, "das war einmal mein" oder "unser", war gefährlich.

Das Schlimmste war jedoch, daß unsere zurückgelassenen Sachen zum größten Teil verschwunden waren. Wir durften diese verschwundenen Sachen nicht suchen, denn wir waren vollkommen rechtlos. Auch die ortsansässigen Rumänen gaben die ihnen zur Verwahrung anvertrauten Dinge nicht mehr heraus. Unsere Armut war nicht mehr zu steigern. In der nun folgenden Zeit fristeten wir unser Leben durch Hilfsarbeiten und sonstige Dienste, für die wir mit Lebensmitteln entlohnt wurden. ...

Von den ... verschleppten Zwangsarbeitern kam nach einigen Wochen eine Nachricht. Sie

befanden sich in einem Arbeitslager in Klausenburg. ... Die Verpflegung bestand dort täglich aus 400 g kaltem Maisbrei und einem halben Liter Kümmeltee. Von einem Lohn war gar keine Rede mehr. Dabei mußten sie aber schwere Arbeiten leisten, wie z.B. Stroh und Heu pressen und verladen oder Bahngleise instand setzen, die mehrheitlich zerstört ... waren. Unsere Leute begannen aus den Lagern zu flüchten, da sie hungerten. Sie flohen in die Nachbarkomitate und verdingten sich bei rumänischen Bauern, die sie vor dem Zugriff der Gendarmerie schützten. ...

Wir Daheimgebliebenen kämpften auch schwer um unser nacktes Dasein. Der Hunger hielt Einzug. Es gab Tage, an denen wir nichts oder nur Maisbrei aßen. Auch die Rumänen hungerten, weil die Ernte 1944 verbraucht war und es 1945 praktisch keine Ernte gab. Die Felder waren ... unbestellt geblieben. Übermütig und nicht vorausschauend hatten die Rumänen und Zigeuner einen Teil der Vorjahreseernte zu Schnaps gebrannt. ... Zu diesen Sorgen kam noch die Furcht vor dem herannahenden Winter. Wenn man uns keine anderen Unterkünfte gab, mußten wir in den zugigen Scheunen erfrieren. Immer wieder wurden wir in der Gemeindekanzlei und bei der Gendarmerie vorstellig.

Endlich stellte man uns leerstehende Häuser. ... Die zertrümmerten Fenster mauerten wir zu, um uns vor Wind und Wetter zu schützen. Türen wurden behelfsmäßig aus alten Brettern zusammengenagelt. ... Anfangs hatten wir weder Lampen noch Petroleum. Später beschafften uns Rumänen ... Lampen und kleine, alte Küchenherde. Bis dahin hatten wir wie fahrende Zigeuner ... unser kärgliches Essen in Erdlöchern gekocht.

Ein großes Glück war eine alte 30 l große Fettbüchse. Sie diente uns allen als Waschtopf. Ohne sie wären wir wohl elend verlaust und vor Schmutz und Krätze umgekommen. Wir waren peinlichst darauf bedacht, ja keine Infektionskrankheiten aufkommen zu lassen. ... Der im Winter 1946 eingesetzte Kreisarzt wunderte sich immer über die peinliche Sauberkeit in unseren Unterkünften. ...

Viele unserer Leute, auch Kinder, hatten an der Bahnstrecke ... gearbeitet. Mit dem verdienten Geld kauften wir die Weiden, die am Bahndamm entlang abgehackt wurden. ... Außerdem hatten wir auch aus den Wäldern Holz herangetragen. Damit waren wir für den Winter versehen. ...

Wir Frauen übernahmen von den Rumänen aus der Heide verschiedene Aufträge. Wir spannen Wolle und verstrickten sie zu Westen und Strümpfen. Aus dem groben Hanfgewebe stickten und nähten wir Hemden. Der Lohn bestand aus Lebensmitteln und selten etwas Geld. Eine Handvoll Mehl oder gar ein Eßlöffel Fett oder ein winziges Stückchen Speck besaßen Goldwert. Wir mußten Tag und Nacht arbeiten, um uns und unsere Kinder einigermaßen ernähren zu können.

Zu allen ... körperlichen und seelischen Leiden kamen die Verfolgungen, denen wir als Deutsche ausgesetzt waren. Immer wieder hob die Gendarmerie Männer und Frauen aus, wobei keine Altersbegrenzungen gemacht wurden, und schafften sie zur Zwangsarbeit.

78jährige Männer mußten im strengsten Winter mit Viehtransporten unter schwersten Bedingungen in verschiedene Gebiete Altrumäniens und sogar bis Konstanza am Schwarzen Meer, immer von der Furcht gequält, nach Rußland verschleppt zu werden. Das Grausame war, daß die Aushebungen fast nur nachts erfolgten. Wir schliefen keine Nacht in Ruhe. Wenn unsere Augen vor Übermüdung zufielen, horchten unsere Ohren dennoch weiter auf vorbeigehende Schritte und auf die gefürchteten Kolbenschläge an der Tür. ...

Im Frühjahr 1946 verdingten sich viele unserer Leute als Tagelöhner bei Rumänen auf der Heide. Andere arbeiteten bei den Kolonisten. Diese kamen mit der Bestellung des Feldes und den vielen Weingärten, die sie sich angeeignet hatten, nicht zurecht. Sie boten den ehemaligen Besitzern die Hälfte der Ernte an, wenn sie die anfallenden Arbeiten ... übernehmen wollten. Unsere Leute griffen gern zu. Sie waren in der Hoffnung, auf diese Art ihren verwahrlosten

Besitz in Ordnung zu bringen, denn laut Versprechungen sollten sie ihn bald zurückerhalten. Aber da trat die KP auf und verbot jede Teilung.

Die Sachsen mußten, so hieß es, Knechte bleiben, und man dürfe ihnen nicht mehr Gelegenheit geben, ihr altes "Herrenregime" wieder an sich zu reißen. Viele von uns wurden auf rumänische Gemeinden unseres Kreises verteilt. Es durften höchstens 4 Familien in ein Dorf. Die Behörden versuchten auf diese Art, die Sachsen zu assimilieren, auch fürchteten sie, daß wir 450 Personen eines Tages gegen die ständigen Mißhandlungen aufbegehren könnten.

Als das Frühjahr kam, verschlechterte sich die Lebensmittellage noch mehr. Die alten Leute begannen, betteln zu gehen. Später machten sich auch jüngere Männer und Frauen auf und wanderten in die Gegend von Mediasch, Schäßburg und Hermannstadt, um dort ... vielleicht Arbeit in den Weinbergen und auf den Feldern zu finden.

Die sächsische Bevölkerung dieser Gegenden war aber auch bis auf 1 oder 2 Joch (älteres Feldmaß) ihres Grundbesitzes enteignet worden. Viele durften in den eigenen Häusern nur noch höchstens 2 Räume bewohnen. Die übrigen Räume, Ställe und Höfe hatten sich Rumänen und Zigeuner angeeignet und waren besonders stolz auf ihren neuen Besitz.

Die öffentliche Verwaltung der Gemeinden und Städte lag auch hier in den Händen von Rumänen und Zigeunern. Viele der neuen Bürgermeister und Präfekten (Landräte) waren Analphabeten. In Schäßburg z.B. war der ehemalige Abortfeger ("Nachtkönig") Bürgermeister geworden. - Die Sachsen waren mit ihren Lebensmittelvorräten sehr sparsam gewesen, von diesen spendeten sie uns oft Lebensmittel.

Ich selber ging in der Osterwoche 1946 mit ... einigen anderen Frauen in der Umgebung von Hermannstadt und Mediasch von Haus zu Haus betteln. Ich tat es nicht gerne, aber ohne mich trauten sich die anderen Frauen nicht. ... Mir war es besonders unangenehm, weil ... die meisten Pfarrer dieser Gegend mich und meine Familie kannten; und ohne Erlaubnis des Gemeindepfarrers wollte ich nicht sammeln gehen.

Im Pfarrhaus zu Mediasch erlebte ich wohl die größte Demütigung meines Lebens. Der dortige Standortpfarrer war mein ehemaliger Professor. Er rügte mich mit furchtbaren Worten, sprach mich mit Du an und stellte unsere ganze Situation so hin, als ob wir nicht arbeiten wollten. Meine Entgegnungen auf alle Beleidigungen ... blieben mir im Halse stecken. Der Stadtpfarrer erkannte unsere Lage nicht und wollte uns nicht verstehen. Seine Schwägerin, eine Schulfreundin von mir, rettete mich aus dieser schrecklich peinlichen Lage. Meine Begleiterinnen und ich verließen so rasch wie möglich das Pfarrhaus und versuchten, auf dem kürzesten Weg nach Sankt Georgen zu kommen.

Zu Hause angekommen, verteilten wir die mitgebrachten Spenden. Für einige Zeit war die allergrößte Not wieder behoben. Einige Zeit später stellten sich unsere Kinder mit kleinen Säckchen an die Tür der Dorfmühle und bekamen oft von den Rumänen aus der Heide, die hier ihren Mais mahlen ließen, etwas Mehl. Die meisten unserer Leute sparten verzweifelt, um sich für den Winter ein kleines Schwein und fürs nächste Frühjahr eine Glucke mit Eiern zum Brüten beschaffen zu können. Den Familien mit arbeitsfähigen Kindern und Alten gelang dies auch.

Unsere Kinder wuchsen auf, wir mußten daran denken, sie zu unterrichten. Der rumänische Lehrer, ein deutschfreundlich gesinnter Mann, ... nahm die Kinder in die Schule auf. Unsere ehemalige Schule war zur rumänischen Staatsschule gemacht worden. Bald verlausten sie, trotzdem der Lehrer sie gesondert von den ... Kindern der Zigeuner und Kolonisten setzte. Sie steckten sich dort sogar mit Krätze an. Daraufhin behielten wir die Kinder daheim. Jede Mutter bemühte sich, ihnen etwas Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen. In die Schule gingen sie nur, wenn Inspektion angesagt war, denn sie konnten immer noch mehr als die anderen Schüler, die den Lehrer vor dem Inspektor nur blamiert hätten.

Ich selbst durfte nicht Schule halten, außerdem wäre es mir zeitlich kaum möglich gewesen,

mußte ich doch genau wie alle anderen das tägliche Brot für meine Familie verdienen. Wenn wir spannen und strickten, sangen wir den Kindern deutsche Lieder vor und übten sie ein.

Um die heranwachsende Jugend kümmerte ich mich so gut es ging; besonders um unsere Mädchen, die von den noch ledigen rumänischen Pfarrern, Lehrern und anderen Beamten stark umworben wurden. Rumänische Bauernburschen hielten sich zurück. Trotzdem wir arm wie Kirchenmäuse waren, erkannten sie doch den Standesunterschied und waren sich bewußt, daß ein sächsisches Mädchen keinen Rumänen heiraten würde. Junge sächsische Männer gab es nur sehr wenige. Die meisten waren als Soldaten irgendwo in Deutschland oder in Gefangenschaft geblieben. Viele waren in Rußland und Frankreich gefallen.

Kirchen besaßen wir auch keine mehr. Unsere alte Kirche, eine der ehrwürdigsten Siebenbürgens, verfiel. Man verbot uns, darin Gottesdienst abzuhalten oder die Schäden des Gebäudes, soweit es unsere bescheidenen Kräfte zuließen, zu beheben. Von den Tasten der Orgel hatte man alles Elfenbein weggebrochen und viele Orgelpfeifen herausgenommen. Der Altar war von ... Unrat besudelt. Nicht einmal diesen durften wir reinigen. Unser Ortspfarrer war in Österreich geblieben. Einen anderen Pfarrer bekamen wir auch nicht, denn noch war jeder Verkehr nach Bistritz stillgelegt, und selbst dorthin war noch kein Geistlicher zurückgekehrt.

...

Vom griechisch-katholischen Ortspfarrer wurden wir oft zum Gottesdienst eingeladen. Wir folgten diesen Einladungen nicht, denn die Art des Gottesdienstes war uns fremd, und außerdem hatten die Rumänen ihre schöne kleine Kirche aufgegeben und hielten in unserem ehemaligen Kulturhaus Kirche, politische Kundgebungen und auch Tanzvergnügen ab. Unter diesen Zuständen litt wohl unsere Jugend am meisten, denn sie war an regelmäßigen Kirchengang gewöhnt. ... Alles war so hoffnungslos und niederdrückend.

Der Pöbel hatte sogar den Friedhof geschändet. Alle Grabsteine waren umgeworfen und die Totenkränze, die in der Friedhofskapelle aufgehängt waren, hatte man zerrissen und z.T. verschleppt. Von den Sitzbänken der Kapelle war keine Spur mehr zu finden, Teile der Wände und des Daches waren herausgebrochen worden. Sobald wir die Grabsteine aufstellten, wurden sie über Nacht wieder umgeworfen.

Es hieß immer wieder, daß wir in allernächster Zeit die rumänische Staatsbürgerschaft und somit alle Rechte und einen Teil unseres Vermögens zurückerhalten würden. Zu diesem Zweck hatte schon jeder 5.000 Lei eingezahlt.

Völlig besitzlos, entrechtet und stündlich in unserer Freiheit bedroht, lebten wir dahin. Immer mehr Personen wurden zur Zwangsarbeit verschleppt und kehrten jeweils erst nach Monaten zurück. Oft mußte ich nachts allein in die Gemeindeganzlei und sollte über Frauen, die aus den Arbeitslagern entflohen waren und sich bei Rumänen in der Heide aufhielten, Auskunft geben. Selbstverständlich wußte ich nie etwas. Das fiel auf, so daß auch ich mit Verschleppung bedroht wurde. Damit hatte ich schon lange gerechnet. Nun entschloß ich mich endgültig, Rumänien zu verlassen.

Ich fuhr nach Schäßburg, wo ich Bekannte besaß. Hier arbeitete ich 4 Monate als Schusterin, sparte eine schöne Summe Geld zusammen und versuchte von hier aus, alles für eine Flucht nach Deutschland vorzubereiten. Ich beschaffte mir einen Schein, der mich als Reichsdeutsche auswies und aus dem hervorging, daß ich während des Krieges als Dolmetscherin bei der Wehrmacht tätig war. ... Meine beiden Kinder waren als Töchter meiner angeblich im Lager verstorbenen Schwester angegeben. Dieser Schein bot mir die Möglichkeit, nach Deutschland "repatriert" zu werden.

Nachdem ich meine Kinder, die mit meinen Eltern ... nach Michelsdorf umgezogen waren, abgeholt hatte, verließ ich im Oktober 1946 Rumänien. ...<<

Abschiebung von geflüchteten Rumänien-Deutschen aus Österreich im Mai 1945, Lebensverhältnisse im Banat

Erlebnisbericht des R. G. aus dem Banat, Rumänien (x007/355-359): >>Am 12. Mai 1945 wurde der Markt (in) Prägarten überraschend von russischen Truppen besetzt. Schreiend und schießend jagten sie durch die Straßen. Die Bevölkerung versteckte sich in den Häusern, die Kaufläden schlossen, und die Angst begann, alles zu lähmen. Während die Männer von den Russen Tag für Tag zur Arbeit abgeholt wurden, war keine Frau und kein Mädchen sicher. Tag und Nacht fanden Hausdurchsuchungen statt, die Türen durften nicht verschlossen sein. Unser Zimmer, in dem meine Eltern und meine Familie wohnten, wurde durchschnittlich einmal am Tag durchstöbert. Das Leben wurde zur Qual. ...

Am 20. Mai 1945 erhielten wir, auf Grund einer von der Besatzungsmacht erlassenen Verordnung, die gemeindeamtliche Aufforderung zugestellt, in unsere Heimat zurückzukehren. Gleichzeitig wurde uns mitgeteilt, daß man uns ab sofort keine Lebensmittelkarten mehr geben würde. ...

Am 27. Mai 1945 versammelten sich die Flüchtlinge mit ihren Fuhrwerken auf dem Marktplatz. ... Jede Familie erhielt von der Marktgemeinde Prägarten eine polizeiliche Abmeldung. Der russische Ortskommandant beantwortete unsere Frage nach Reisepapieren mit den Worten: "Reisepaß - nix brauchen. Fahren! Hier bis Wladiwostok - alles Rußland!" Noch am gleichen Tag fuhren wir los. ...

Am 30. Mai setzten wir bei Ybbs über die Donau. Wagen um Wagen wurde von russischen Soldaten durchsucht. Ein Rotarmist wollte mir die Geige nehmen, griff aber dann doch lieber nach meinen Stiefeln. Jeder Russe ließ irgend etwas mitgehen.

In Ybbs wurden wir einige Tage aufgehalten und mußten den Russen helfen, ... Pferdeställe zu bauen. Unsere Wagen standen auf einem freien Platz neben der Landstraße. Tag für Tag kamen Soldaten der Roten Armee, führten unsere guterhaltenen Pferde mit sich fort und ließen uns dafür ihre schwachen Gäule zurück. Sie belästigten dabei Frauen, begannen Zank und Streit und machten uns den unfreiwilligen Aufenthalt zur Hölle. Bei einer solchen Gelegenheit wurde der schwerkriegsversehrte und beinamputierte M. ... als "Faschist" ... beschimpft und so lange geprügelt, bis er zusammenbrach. ...

Am 3. Juni 1945 konnten wir endlich weiterfahren. Es ging über St. Pölten, Wilhelmsburg ... zur Wiener Neustadt. Vor jeder größeren Ortschaft mußte die Kolonne halten. Der Kolonnenführer Georg W., der gut russisch sprach, hatte sich beim russischen Kommandanten zu melden und bekam von diesem den weiteren Marschbefehl. Dies wiederholte sich während eines Tages mehrmals. ...

Am 7. Juni 1945 erreichten wir die Wiener Neustadt. Hier traf unsere kleine Wagenkolonne auf viele Flüchtlingswagen aus dem Banat und Siebenbürgen. Noch am gleichen Tag konnten wir warm baden und wurden registriert. Selbstverständlich wurden auch wieder die Wagen durchsucht. Nur um Futter für die Pferde und Lebensmittel für die Menschen kümmerte sich niemand.

Am 8. Juni verließ die nun 150 Wagen zählende Kolonne die Wiener Neustadt. Es goß aus allen Wolken. Ein russischer Offizier und 2 russische Soldaten leiteten den Transport. Es herrschte Ordnung und Disziplin. Die Russen gaben das Tempo an, bestimmten die Rastzeiten und die Nachtlager. Abend für Abend verließen wir die Landstraße und (übernachteten) ... außerhalb von geschlossenen Ortschaften. ... Diese Vorsichtsmaßnahmen wurden getroffen, weil vor uns bereits einige Transporte ... ausgeplündert worden waren.

Auf Befehl des russischen Offiziers mußten nachts einige Männer Wache stehen. Niemand durfte ohne sein Wissen das Lager betreten. Kamen vorbeiziehende russische Soldaten, mußte er sofort geweckt werden.

Schwierig war während des ganzen Transportes - wir waren mehr als 5 Wochen unterwegs -

das Beschaffen des nötigen Futters für die Pferde. Aber links und rechts lagen Felder und Wiesen. Wir holten uns dort, was wir unbedingt brauchten. Oft hatten wir aber auch Pech. An einem späten Abend waren z.B. 40-50 Männer auf Heusuche. Wir waren ungefähr 5-6 km durch Sumpf und Moor gewatet und hatten jeder ein Bündel halbverfaultes und verschimmelter Heu ergattert. Kurz vor dem Nachtlager hielten einige ungarische Bauern mit ihren Wagen. Wir sollten das Heu darauf laden. Einige taten es. Die meisten aber warfen es in den nahen Fluß. Es war nicht das erste und letzte Mal, daß unsere braven Pferde nichts zu fressen hatten.

Am schrecklichsten jedoch wurde die Wassernot empfunden. Das Wasser der Pußta-Brunnen (in Ungarn) wollte und wollte nicht reichen. Es waren aber auch 300 Pferde und 700-800 Menschen zu versorgen. Im Nu war so ein Brunnen ausgeschöpft.

Am 24. Juni 1945 übergab uns die russische Begleitmannschaft der rumänischen Polizei. Diese wies uns Quartiere an. Nach 5 Wochen konnten wir wieder in Häusern übernachten und in Betten schlafen. Die Russen hatten den Transport klaglos geleitet. Daß wir unterwegs 2 Frauen begraben mußten, daran trug unsere Begleitmannschaft keine Schuld, ebenso nicht, daß es nie Verpflegung und keinerlei Betreuung gab.

Am 3. Juli 1945 erhielten wir unsere Papiere und konnten die Heimreise antreten. ... Ich blieb mit meiner Familie bei meinen Schwiegereltern in der Stadt Temesvar.

Meine Eltern fuhren heim nach Groß-Schamm, 70 km südlich von Temesvar. Sie durften aber nicht mehr in ihr Haus und mußten sich irgendwo eine Bleibe suchen. Den Wagen und die beiden Pferde nahm man ihnen nach ein paar Tagen ohne Begründung weg. Nachdem sie schon Haus und Hof, 2 Joch Weingarten und 36 Joch Felder verloren hatten – all dieses war ihnen während ihrer Abwesenheit auf Grund eines neu erlassenen Agrarreformgesetzes enteignet worden –, büßten sie damit auch noch den letzten nennenswerten Besitz ein.

Zudem blieb die allzeit gehegte schwache Hoffnung, meinen 16jährigen Bruder, der während der Flucht 1944 verschwunden war, daheim vorzufinden, unerfüllt. Er war und blieb verschollen.

In Rumänien bestand für alle Deutschen Arbeitspflicht: für Männer bis zum 45., für Frauen vom 18. bis zum 30. Lebensjahr. Den Einsatz leitete die Polizei und Gendarmerie. Diese bewachte die Menschen, sorgte für Unterkunft und Verpflegung. Für Kleidung, Wäsche und Schuhe aber mußte jeder selbst aufkommen. Bezahlt wurde für die geleistete Arbeit nichts. Es handelte sich also um richtige Zwangsarbeitslager. ... Kein Mensch fragte danach, wie und von was die vielen alten und enteigneten Leute leben sollten.

Ich mußte mich mit meiner Familie bei der rumänischen Sicherheitspolizei (Siguranta) melden. Man nahm mir ... dort meine Papiere ab und erklärte mich für festgenommen. Auf meine Frage, was mit unserem 5jährigen Sohn und unserer 2jährigen Tochter geschähe, antwortete man mir, daß diese in eine staatliche Erziehungsanstalt kämen, falls die Großeltern sie nicht aufnehmen würden. ...

Obzwar ich beweisen konnte, nur im rumänischen und nie im deutschen Heer gedient zu haben, konnte ich keine Freilassung erwirken. ... Von den menschlich denkenden rumänischen Polizisten, die den Transport zu begleiten hatten, erfuhren wir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß wir in das Internierungslager für politische Häftlinge nach Slobozia an der Jalomita (Baragan) gebracht würden. Wir waren etwa 20 deutsche Männer und Frauen und auch 15- bis 18jährige Mädchen und Jungen. Unser Viehwagen wurde an den Personenzug Temesvar – Bukarest angehängt.

Am 18. Juli 1945 betraten wir das Internierungslager. Über 1.000 Menschen waren hier untergebracht, zumeist Rumänen, Mitglieder der "Eisernen Garde", Minister, Präfekten des Antonescu-Regimes, Schriftsteller und Studenten. Die Deutschen, etwa 120 Mann, rekrutierten sich aus folgenden Schichten: 2 Ärzte, 3 Volksschullehrer, Kaufleute und Handwerker. Aber

auch Bauern und Industriearbeiter waren vertreten.

Die Unterkünfte bestanden aus ehemaligen Getreidespeichern. Bis zu 100 Mann waren in einem riesigen Saal untergebracht. Jedem Mann stand ein Strohsack zur Verfügung, der auf den Betonfußboden gelegt werden mußte. Sitzgelegenheiten und Tische fehlten. Die Frauen hausten in ... Baracken, die sehr brüchig und verwandt waren. Ein aktiver rumänischer Hauptmann ... war Lagerkommandant und unterstand direkt dem Innenministerium. 2 Offiziere der Reserve standen ihm zur Seite. Stacheldrahtzäune und zahlreiche Militärwachtposten schlossen uns von der übrigen Welt ab.

Morgens und abends war Appell. Innerhalb des Lagerbereichs konnte man sich frei bewegen, lesen, schreiben und tun und lassen, was man wollte (Zeitungen, Post, Pakete kamen in das Lager). Hier und da sprach auch der Lagerkommandant zur gesamten Belegschaft. Dies waren übrigens die einzigen Gelegenheiten, meine Frau sprechen zu können. An einem solchen Abend hielt der Lagerkommandant eine seiner vielbelachten politischen Schulungen. Er sprach über die Vorzüge der Volksdemokratie und führte folgende Beweissätze merkwürdiger Logik an: "Solange Rumänien nicht kommunistisch gewesen war, hatte ich kein eigenes Haus. Jetzt, wo die Volksdemokratie herrscht, besitze ich ein Haus." Er schloß mit den Worten: "Seht, wie gut der Kommunismus ist!".

Offiziere und Soldaten behandelten uns gut und waren stets höflich. Die Verpflegung bestand aus 1/3 kg Brot pro Tag, das in der Früh mit einer Kelle ... Kaffee ausgegeben wurde. Mittags und abends gab es regelmäßig, Tag für Tag, ohne Fett zubereitete Bohnensuppe, die oft nicht einmal gesalzen war.<<

Rückkehr von geflüchteten Rumänien-Deutschen im Juli 1945, Lebensverhältnisse im Banat von 1945 bis 1948

Erlebnisbericht des Anton S. aus Deutsch Tschanad im Banat, Rumänien (x007/362-364):

>>Im Juli trafen wir in Arad ein. Die rumänischen Grenzbeamten ließen uns aussteigen und lieferten uns in der Stadtmitte in der ehemaligen Schule ab. In diesem Lager befanden sich ausnahmslos Deutsche aus dem Banat und aus Siebenbürgen. Es hieß, hier müßten wir ... bleiben, bis man uns die Entlassungspapiere aushändigen würde.

Am ... 10. Juli 1945 ... trafen wir in Tschanad ein. Am Bahnhof warteten viele zu Hause gebliebene Landsleute auf die Züge, in der Hoffnung, daß auch ihre ... Angehörigen kommen würden oder um zumindest eine Nachricht von ihnen zu erhalten. Hier erfuhren wir, daß sich in unserem Hause, welches etwa 30 Meter vom Bahnhof entfernt stand, eine rumänische Familie niedergelassen hatte, die 1944 vor den Sowjets aus Altrumänien hierher geflüchtet war. Unsere Nachbarin Magdalena P. ... erklärte sich bereit, uns aufzunehmen. Wir zogen dann bei ihr ein. Der Rumäne nutzte unser Haus als behelfsmäßige Übernachtungsstätte. Er bot auch uns eine Übernachtungsmöglichkeit in unserem eigenen Haus an.

Das Gemeindeamt war von Rumänen besetzt. Lediglich der Gemeindepfarrer Josef P. war ... noch im Amt. Er predigte zwar selten, jedoch in deutscher Sprache. ... Aus der Sowjetunion traf die erste Post der Deportierten ein. Die zu Hause gebliebenen deutschen Geschäftsleute besaßen ihre Geschäfte noch. Die Häuser der Evakuierten waren teilweise von den Rumänen belegt oder standen leer. Die leerstehenden Häuser waren allerdings völlig ausgeplündert. ... Der deutsche Ackerboden war im Gegensatz zum rumänischen wenig bebaut. Auf vielen Feldern lag noch der Mais aus dem vergangenen Jahr.

Meine Mutter mußte für uns 3 Buben sorgen. Sie kaufte in der Ortschaft Obst, Gemüse, Eier, Käse usw. ein und verkaufte diese Lebensmittel auf dem Markt in Temeschburg weiter. Durch diesen Handel fristeten wir unser Leben. Manchmal fuhr ich auch in die Stadt, um der Mutter zu helfen.

Im Herbst gingen wir Kinder zur Schule. ... Unsere Klasse zählte 32 Schüler, davon waren 3/4

Deutsche, der Rest Rumänen. Unser Lehrer war ein Rumäne. Der Unterricht wurde in rumänischer Sprache abgehalten. In der Woche hatten wir 3 Stunden Unterricht in deutscher Sprache. ... Im Schuljahr 1945/46 gab es keinen Religionsunterricht.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1948 wurden Handwerksgenossenschaften ins Leben gerufen. In Grabatz gab es die Genossenschaften der Schuhmacher, der Schmiede, der Schneider und der Friseure. Die Tischler arbeiteten bei Firmen, die ebenfalls unter staatlicher Aufsicht standen. Auch die Kaufleute taten sich zu Genossenschaften zusammen.

Die Gründer der Genossenschaften waren meistens schlechte Meister ihres Faches. Die Genossenschaften erhielten große Steuerbegünstigungen, während die privaten Handwerker dagegen mit verhältnismäßig hohen Steuern belegt wurden. ...<<

Lebensverhältnisse in Süd-Siebenbürgen von 1946 bis 1947

Erlebnisbericht des S. R. aus Hermannstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/286-287):

>>Die Enteignung erfolgte durch die schon früher gebildeten Ortskomitees. Diese begaben sich auf die Gemeindegemarkung und maßen laienhaft Parzellen von 3 bis 4 Joch (1 sog. Katasterjoch betrug in Siebenbürgen 0,5755 ha) für die neuen Besitzer aus.

Von den Beteiligten erhielt keiner mehr als 5 Joch, d.h. es wurden schon damals systematisch kümmerliche Zwergwirtschaften geschaffen, die zumeist nicht lebensfähig waren. Es zeigte sich später, daß mangels fachlicher Vorbereitung und entsprechenden Fleißes eines großen Teils der "Kolonisten" nichts anderes geschehen war, als die Schaffung eines Landproletariats, mit dem das Regime später die Kollektivierung der Landwirtschaft ... herbeiführen wollte. Als Bodenanwärter wurden zumeist Hirten, Handwerker und Tagelöhner und nur zum Teil Kleinbauern berücksichtigt.

In einigen Dörfern wurden die Anspruchsberechtigten nur aus dem betreffenden Dorf und den Nachbargemeinden ausgelesen, in anderen Orten wurden auch Flüchtlinge aus Bessarabien, der Moldau usw. berücksichtigt. Vielfach erhielten kommunistische Aktivisten Boden, ohne von Landwirtschaft und bäuerlicher Arbeit eine Ahnung zu haben. - Die Ortskomitees gingen in der Richtung des geringsten Widerstandes vor und quartierten zunächst alle alleinstehenden Frauen aus. Diese wurden dann in leeren Zigeunerhütten oder auf verfallenen ... Höfen in Massen zusammengedrängt. Die gebildeten rumänischen Bauern beteiligten sich im allgemeinen nicht an diesen Raubzügen. Sie meinten, der Raub werde den neuen Besitzern kein Glück bringen.

... Im Frühjahr wurden den Bauern der Hermannstädter Gegend auch die letzten Stücke Großvieh weggenommen. Gelegentlich ... konnte ich aus einer Dachluke beobachten, wie eine Schar von etwa 30 jungen Rumänen, zumeist Kommunisten, darunter war allerdings auch der rumänische Lehrer V., mit Triumphgeheul ... die letzte Kuh wegführten. Gleich darauf starteten sie weitere Aktionen, in der sie alle Schweine aus volksdeutschem Besitz entwendeten, deren sie habhaft werden konnten.

Fast niemand besaß mehr etwas, und es waren alle Reserven aufgebraucht. Im Sommer 1946 hörte ich, daß sächsische Bauersfrauen auch vom Ährensammeln auf den abgeernteten Feldern vertrieben wurden. Die Altbesitzer der Höfe fristeten ihr Leben durch Gelegenheitsarbeit bei den neuen Besitzern, die in vielen Fällen froh waren, "technische Berater" zu Hilfe ziehen zu können. Dabei ergaben sich tragische und komische Situationen, wenn sich z.B. der neue Besitzer eines Hofes mit den Worten an den früheren Besitzer wandte: "Na Herr, was arbeiten wir heute?"

Die Wohnverhältnisse der sächsischen Bauern waren uneinheitlich. Manche wurden vollends aus ihrem alten Besitz vertrieben, andere wohnten gemeinsam mit dem Neusiedler auf dem Hof. Das war zumeist dann der Fall, wenn es sich um Höfe mit 2 Wohnhäusern handelte.

Im Frühjahr 1947 erzählte ein deutscher Bauer aus Nord-Siebenbürgen, der in die Hermann-

städter Gegend betteln kam, daß in Lechnitz oder Tekendorf die neuen Besitzer des volksdeutschen Bodens eine Versammlung abgehalten hätten, auf der gefordert wurde, man möge den Sachsen die Grundstücke zurückgeben, denn sie hätten früher in ihrer alten Heimat besser gelebt als heute.

Es stellte sich nämlich dort wie auch in Süd-Siebenbürgen heraus, daß die zugeteilten Zwergwirtschaften absolut nicht lebensfähig waren, weil sie zumeist nicht die Mindestgröße von 5 Joch hatten, die für die Existenz einer bürgerlichen Familie in unserer Heimat notwendig war. Zu der Unzulänglichkeit der Leistungen des neuen Besitzers kam der Umstand, daß von den Ernteerträgen ein großer Teil an den Staat abgeliefert werden mußte.

Im Sommer 1947 konnte ich noch persönlich feststellen, daß die ersten harten Maßnahmen gegen die neuen Kolonisten ergriffen wurden, indem ihnen zum Zwecke genossenschaftlicher Bewirtschaftung der Grund wieder weggenommen wurde. Gleichzeitig verstärkte man die Propaganda für die Gründung von Kolchosen, wobei dieser Ausdruck allerdings stets vermieden und nur von landwirtschaftlichen Genossenschaften gesprochen wurde.

Die Versuche des einen oder anderen Kommunisten deutscher Volkszugehörigkeit (von denen gab es etwa 5-10), Erleichterungen - im Sinne der Gleichberechtigung - für ihre Volksgenossen zu erreichen, scheiterten überall. Ich hatte Gelegenheit, mit dem Sozialdemokraten Rudolf M. in Hermannstadt zu sprechen. Er war seit vielen Jahren als gemäßigter Sozialist Arbeitervertreter in den volksdeutschen Körperschaften gewesen. Nach dem ersten Weltkrieg war er Kommandant eines internationalen Bataillons in Sowjetrußland gewesen, wohin er als Kriegsgefangener geraten war.

Auf diese Vergangenheit gestützt, versuchte er nun, eine antifaschistische demokratische Organisation der Siebenbürger Sachsen aufzustellen. Sie hielt in den Jahren 1945 und 1946 auch wiederholt Versammlungen ab und stellte eine durchaus bürgerliche, kommunistisch getarnte Gemeinschaft dar. Im Dezember 1946 wurde sie aufgelöst. Die Kinder des Sozialisten M. waren ebenso nach Rußland deportiert worden wie die Kinder der anderen Volksdeutschen. In den Dörfern gelang es noch weniger als in den Städten, die Tatsache zu verheimlichen, daß unsere Bauern ... dem Kommunismus feindlich gesinnt waren.<<

Lebensverhältnisse in Süd-Siebenbürgen von 1946 bis 1948

Erlebnisbericht der H. N. aus Kronstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/298-303):

>>Im Sommer 1947 war eine "Geldstabilisierung" in der die Sachsen viel einbüßten. Die "Schwedenhilfe" des Gustav-Adolf-Vereins kam leider einige Tage zu spät zur Verteilung. Unsere Landeskirche hätte sie sofort nach dem Empfang verteilen müssen. So standen wir am Tage vor der Geldumwechslung mit 20 und mehr Millionen Lei in der Hand, konnten nichts mehr kaufen, und richtig umgetauscht wurden jedem nur 3 Millionen Lei, abgeben mußten wir aber alles.

Gleich nach der Geldentwertung wurden alle aufgefordert, ihre Goldmünzen abzuliefern. Wer hatte die meisten Goldmünzen? Hauptsächlich die Sachsen (die Deutschen), denn sie waren die Fabrikanten, Großkaufleute etc. In Siebenbürgen war z.B. die gesamte Industrie in deutschen Händen. Ebenso mußte der gesamte Schmuck angegeben und zur Abstempelung getragen werden. Schmuckstücke, die mehr als ein bestimmtes Gewicht hatten, sollten später wahrscheinlich weggenommen werden.

Ich war damals krank und hatte bis zum vorletzten Tag gezögert. Aus einer langen Uhrkette, einem Erbstück meiner Mutter, hatte ich 4 Armbandketten machen lassen, damit keine Kette so schwer war, um angemeldet werden zu müssen. Deutsche, bei denen man Gold vermutete, entgingen einer gründlichen Hausdurchsuchung nicht. Man hatte gründliche Aushebungen bei den Russen gelernt. Man klopfte sogar die Wände und Fußböden ab, schloß Schreibtische auf, erbrach Geheimfächer und scheute vor nichts zurück. ...

Im Herbst 1947 wurde die Nationalisierung durchgeführt. ... Unsere großen, schönen Dörfer im Burzenland ... waren sehr reich. Einst vom deutschen Ritterorden besiedelt, waren diese Bauern im Sachsenland mit allem voran (und sehr fortschrittlich). Sie arbeiteten längst mit Maschinen auf den Feldern und holten sich zur Zucht Rassevieh aus dem Ausland. Aus dem Burzenland wurden Tausende von Mastochsen und Schweinen ins Ausland verkauft.

Nun wurden ihnen ihre schönen Höfe - manche waren fast kleine Rittergüter - genommen und Rumänen und Zigeuner aus dem Bodzaer Gebirge hineingesetzt. Die Bauern mußten zum Teil in die Häuser der Zigeuner oder Rumänen an der Peripherie (Randgebiet) der Gemeinde ziehen oder wurden von diesen "neuen Herren", denen es in ihrer Haut gar nicht wohl war, in einem Zimmer ... im Parterre (Erdgeschoß) geduldet. Zuerst ging ein Teil des Viehs ein, weil die "neuen Herren" keine Ahnung von der Viehwirtschaft hatten; für den Winter war entweder nicht vorgesorgt oder die Russen hatten das Futter requiriert (beschlagnahmt).

Zudem konnten sie die Felder nicht richtig bebauen. Sie hatten z.B. nicht gedüngt. Um leben zu können, hatten sich viele Sachsen in der Stadt, beim Straßenbau oder in den Fabriken, Arbeit gesucht. Was die "neuen Herren" abliefern mußten, wurde ihnen vom Staat vorgeschrieben. Wenn sie diese Abgaben nicht schafften, galten sie als Saboteure und konnten eingesperrt werden. Viele der "neuen Herren" riefen deshalb die sächsischen Bauern zurück.

Mancher Sachse, der in der Stadt lebte, durfte sein großes Grundstück auf dem Land behalten. Er war aber verpflichtet, das Grundstück zu bebauen und Abgaben zu leisten. Früher ... hatte man dieses Land verpachtet, aber jetzt fand man keinen Pächter. Frau D. aus Kronstadt mußte in Brenndorf wochenlang nach Bauern suchen, die für Geld ihr Grundstück bebauten. In der Stadt mußte sie manche Sachen verkaufen, um diese Arbeit bezahlen zu können.

Zum Schluß war die Ernte kleiner als die geforderten Abgaben, und sie mußte Getreide dazukaufen. Aus ihrer wunderschönen Villa war sie längst ausgewiesen und wohnte mit 2 Damen, die in ähnlicher Lage waren, in einem Zimmer. Jede hatte sich durch Schränke ein eigenes kleines Reich abgeteilt. Eine Küche hatten sie nicht. Sie kochten auf Petroleumkochern und hofften, daß es vorübergehend sei. ... Eine verwitwete Predigergattin aus Brenndorf mußte sogar, weil sie noch nicht 60 Jahre alt war, "Gemeindearbeit" leisten. Ställe ausmisten oder Straßen reinigen, Arbeiten, die sie in ihrem bisherigen Leben nie gemacht hatte. Die Bourgeoisie (herrschende Klasse in der kapitalistischen Gesellschaft) sollte arbeiten, hieß es.

Zur selben Zeit wurden in den Städten die Geschäfte enteignet. Von einem Besitzer eines großen Kolonialgeschäftes erfuhr ich, daß er die Schikanen nicht mehr länger ertragen konnte und eine Enteignung herbeisehnen würde, um endlich die Angst und Verantwortung los zu sein. Er wurde nachher als Angestellter hin und her geworfen. Er soll, nachdem wir fort waren, geistig umnachtet gestorben sein. Die schönen deutschen Geschäfte wurden in "Staatsgeschäft Nr. ..." umgewandelt. Die Verkäufer blieben immer nur einige Monate in einem Geschäft, es wurde fortwährend gewechselt, damit keiner irgendwo warm wurde.

Auch die großen Häuser in der Stadt wurden enteignet. ... Nach welchen Gesichtspunkten enteignet wurde, konnten wir nicht ergründen, es war oft ganz willkürlich. ... Hatte ein Hauseigentümer Anspruch auf eine staatliche Pension, verlor er sein Einfamilienhaus. Eine 74jährige Cousine, deren Bruder als Soldat der rumänischen Armee zur deutschen Wehrmacht übergelaufen war, verlor zuerst den Vermögensanteil des Bruders und nach 2 oder 3 Jahren ihr gesamtes Vermögen. Wovon sie ohne Pension oder Rente leben sollte, danach fragte man nicht. Das Vermögen derer, die nach Deutschland gezogen waren, ... (hatte man längst) eingezogen.

Die Verstaatlichung der Schulen geschah zur selben Zeit. Unsere evangelische Kirche hatte bisher noch mit schwerer Mühe die Gehälter für die Lehrer aufgebracht. Die deutschen Fabrikanten und Großkaufleute hatten, solange sie noch im Besitz ihrer Fabriken und Geschäfte waren, große Spenden an die Kirche abgeführt. Nachdem man auch ihnen alles genommen

hatte, war es höchste Zeit, daß auch die Schulen vom Staat übernommen wurden. Wir hatten Angst, daß der deutsche Unterricht verboten würde, aber das geschah nicht. Die Lehrer wurden vom Staat bezahlt. Es wurde sogar ziemlich schnell geregelt, so daß sie keinen Monat ohne Gehalt blieben, wie wir infolge der "neuen Ordnung" befürchtet hatten.

Es war vorgearbeitet worden. Die Dienstjahre mußten genau angegeben werden und wurden fast ausschließlich anerkannt. Die Lehrer hatten auch früher alle Begünstigungen eines Beamten genossen, wie z.B. 50 % Fahrpreisermäßigung der Staatsbahnen. Nun standen sie ganz in Staatsdiensten und mußten sich dem neuen (kommunistischen) System fügen. ... In der Hitlerzeit hatten sie uns die Schule von der Kirche getrennt, die sie 800 Jahre durch alle Fährnisse geführt und erhalten hatte. Im Sommer 48 wurden die Lehrer ... zum Kurs (Schulung des Lehrkörpers) einberufen und einen Monat lang täglich geschult. Am Schluß wurde eine Prüfung abgelegt.

In der Schule mußten die (deutschen) Lehrer anfangs immer eine Stunde früher, also schon um 7 Uhr da sein, um den Leitartikel des führenden rumänischen Blattes "Scanteia" und einen Abschnitt aus dem Buch der kommunistischen Partei zu lesen. Später erstellten sie zu Hause einen Auszug des Leitartikels in deutscher Sprache und mußten erst um 7.30 Uhr da sein, um diesen Auszug vorzulesen. Die Vorbereitungen für jede Stunde mußten dem Schulleiter vorgelegt werden, und es mußte in jeder Stunde etwas von der kommunistischen Gesinnung zu spüren sein.

Der Religionsunterricht in der Schule wurde sofort verboten. Offiziell war es erlaubt, daß die Kinder zum Pfarrer in den Religionsunterricht gingen; im Geheimen war es den Schulleitern nahegelegt worden, die Kinder durch irgendwelche Veranstaltungen vom Besuch des Religionsunterrichts fernzuhalten. - Auch die Kirchen wurden verstaatlicht. Jede Bank, Bilder, Teppiche usw. wurden inventarisiert. Auf allen Gegenständen klebte ein Zettel mit Stempel und Nummer.

Ich hatte damals schwere Sorgen. Meine Kinder standen beide vor dem Abitur und wollten gerne nachher studieren. Wie ich das machen sollte, wußte ich nicht. Sie wollten gerne zum Vater nach Deutschland, weil sie auf bessere Lebensmöglichkeiten hofften und weil die Zustände immer unerträglicher wurden.

Wir bewohnten 2 große Zimmer, nachdem wir in 3 Jahren viermal umziehen mußten. Die Küche und das Badezimmer hatten wir mit einer rumänischen Familie gemeinsam. Und eine dritte Familie, ein Bahnarbeiter mit Frau und kleinem Kind, wohnte in der früheren Mädchenkammer des Hauses, ging also durch die Küche.

Kam ich zu Mittag aus dem Dienst in unsere Straße und begegneten mir 2-3 Männer mit Aktentaschen unter dem Arm, dann wußte ich, daß das irgend etwas Unerfreuliches zu bedeuten hatte, und mein Herz schlug bis zum Hals. Man kam aus der Angst gar nicht heraus. Wenn ich abends schlafen ging, überlegte ich jedesmal, ob ich mich irgend jemandem gegenüber nicht zu offen oder unüberlegt geäußert hatte und man mich nachts nicht mit dem gefürchteten schwarzen Wagen holen könnte. Wir hatten ja unsere Lehrerversammlungen, Vorträge usw. mit den Rumänen und Ungarn zusammen. Ich sprach da auch nur mit Bekannten, aber wem konnte man trauen?

Es wurden Leute verschiedener Nationalität mit dem bewußten Wagen abgeholt, die dann für immer verschwanden. Von einigen hörte man nach Monaten entweder aus einem Gefängnis oder vom Schwarzmeer-Donaukanal. Das war das Furchtbarste, was einem passieren konnte, weil dort die meisten, so wie in Rußland, zugrunde gingen. Im Gefängnis war man in "bester" Gesellschaft. Trotzdem haben manche die Nerven verloren und Selbstmordversuche gemacht. Unsere Volksgenossen hatten sich noch enger als früher zusammengeschlossen. ... Das Schicksal jedes einzelnen Sachsen ging uns an und lag uns am Herzen.

Durch die Enteignungen der Bauernhöfe, Verschleppung von Korn, Mais usw. durch die Rus-

sen, mußten wir ... in diesem reichen Agrarland fast hungern. Schon im Winter 1946 gab es in der Stadt sozusagen keine Milch zu kaufen. In der Molkerei wurde zwar Butter hergestellt, aber nur für die Russen. Brot bekamen wir auf Karten und die Empörung war groß, wenn vor den Bäckereien das duftende, frische Brot von Russen auf Lastautos geladen wurde. Dann hieß es: die armen deutschen Soldaten haben ihr Kommißbrot aus Deutschland bekommen, während sich die Russen das Beste von uns nehmen. ...

Besonders der Winter 1946/47 war schwer. Damals hatten wir jeden Abend in ganz wenig Öl geröstete Kartoffeln mit Sauerkraut und manchmal eine Tasse Milch, denn wie teuer sie auch war, ich war immer bemüht, irgendwo Milch zu bekommen. Da ich berufstätig war, schickten meine Freundinnen Frauen zu mir, die mit Lebensmitteln vom Lande kamen.

Wenn man durch die Hauptstraßen ging, wurde man öfters von ungarischen Dorffrauen, mit kleinen unscheinbaren Holzkoffern in der Hand, leise angesprochen, ob man nicht Butter haben wolle. Dann verschwand man mit ihnen unter einem Tor, um frische Landbutter zu kaufen. Als man dahinterkam, wurde in den Zügen kontrolliert und den Bäuerinnen (wurde) alles weggenommen. Es kam soweit, daß man den Zigeunerinnen und Gebirgsrumänen, die das Beerenobst zur Stadt brachten, die Obstkörbe kurzerhand wegnahm und wir zeitweise gar kein Obst auf dem Markt bekamen. Das Obst wurde danach auf Seitenstraßen versteckt angeboten und dort zu sehr hohen Preisen verkauft.

Das Beerenobst wanderte in Marmeladenfabriken, und wir bekamen dann im Winter wenigstens Marmelade, zuerst auf Karten, dann frei. Allmählich konnte man schwarz - doppelt und dreifach so teuer wie auf Karten - zusätzlich Brot erstehen. Maisbrei - Palukes, das rumänische Nationalgericht, konnten wir uns gar nicht mehr zubereiten, weil kein Mehl zu haben war. Züge voller Mais wurden nach Rußland transportiert. Nach einiger Zeit kam dieser Mais dann als "Geschenk" der Russen zurück. –

Es soll sich zugetragen haben, daß ein Arbeiter beim Aufladen seinen Mantel im Mais versteckt hat und zum Essen gegangen ist. Als dieser Arbeiter vom Essen zurückkam, war der Zug mit seinem Mantel weg. Nach etwa 2 Monaten luden sie am selben Ort den von Russen geschenkten Mais ab und "o Wunder", der Mann fand seinen Mantel wieder. Ob es sich tatsächlich so zugetragen hat oder nur ein Witz war, weiß ich nicht, es wurde damals viel erzählt.

...

Es waren allmählich viele unserer Jungen, die in der deutschen Armee gedient hatten, schwarz nach Hause gekommen. Sie wurden anfangs versteckt gehalten. Dann getrauten sie sich (allmählich) ... heraus und nahmen auch Stellungen an. Als das erste junge deutsche Paar nach langer Zeit wieder in der Schwarzen Kirche, dem größten Dom des Südostens, getraut wurde, war fast die ganze sächsische Bevölkerung auf den Beinen, um sie zu sehen und sich mit ihnen zu freuen.

Dann begann die Rückführung der Verschleppten aus Rußland, aber (sie kamen) nicht nach Hause nach Siebenbürgen, sondern meistens nach Deutschland. So kam es dann zur tragischen Trennung der Familien. Als ein Teil, meist auf Umwegen, trotzdem nach Hause gekommen war, wurde ... der erste deutsche Heimkehrerabend veranstaltet bzw. befohlen. Sie (die Rußlandheimkehrer) sollten erzählen, wie gut es ihnen ergangen wäre. Wir verstanden den Doppelsinn ihrer Worte, denn sie sprachen ja "deutsch". ...<<

Lebensverhältnisse im Banat von 1946 bis 1947

Erlebnisbericht des Landwirts T. F. aus Nakovo im Banat, Rumänien (x007/305-306):

>>Auch aus Alt-Rumänien kamen Kolonisten und zogen in die Häuser der Deutschen und bekamen Felder zugewiesen. Die meisten Siedler gingen nach dem ersten und zweiten Jahr wieder in ihre Heimat zurück. Weil diese Siedler oftmals nur mangelhaft arbeiteten, gab es nur eine magere Ernte.

Anstatt der Steuer verlangte der Staat einen Teil des Getreides, was man "Quota" nannte. Diese Quota wurde gleich bei der Dreschmaschine ... sichergestellt. ... Der Boden, der nicht an Kolonisten verteilt werden konnte, wurde als "Staatsreserve" bezeichnet. Diese Grundstücke wurden entweder verpachtet oder es wurde eine sog. "Ferma" (Staatswirtschaft) errichtet. ... Dorthin gingen unsere Schwaben ... zur Arbeit. Alte Männer und Frauen, welche bereits über 70 Jahre alt waren, ... arbeiteten dort im Stundenlohn, denn sie mußten Geld verdienen, um nicht zu verhungern.

Es gab außerdem vielerorts, auch in den deutschen Gemeinden, Kollektive. Diese Kollektive bekamen vom Staat Felder, Weingärten und Weiden ... und wirtschafteten nach russischem System. Es ging dort nach Stundenleistung und nach dieser Leistung wurde am Jahresende abgerechnet und mit Naturalien gezahlt.

Die Ernteerträge waren gewöhnlich mangelhaft, weil Dünger und Kunstdünger fehlten und die Felder nicht mehr ausreichend bearbeitet wurden. Es fehlte an landwirtschaftlichen Arbeitern, weil viele ehemalige Landwirte und Kleinbauern lieber in den Fabriken von Temesvar und Arad arbeiteten. ...

Der Ernteertrag ging so weit zurück, daß im Banat, wo früher ... große Getreideüberschüsse erwirtschaftet wurden, die Bevölkerung in den letzten Jahren Schlange stehen mußte, um Brot zu erhalten. Ich arbeitete in Lipova bei einem Produktionskombinat als Korbflechter. Die "Norma" (Akkord) war so berechnet, daß wir in der Stunde 1,55 Lei verdienten. Weil wir den Lebensbedarf mit einem 8-Stunden-Verdienst nicht decken konnten, leisteten wir meistens 4-5 Überstunden. ... Weil wir staatliche Arbeiter waren, bekamen wir monatlich Karten für Brot, Zucker und Speiseöl. In den letzten Monaten meines Aufenthaltes in Rumänien bekamen wir zweimal wöchentlich Maismehl statt Brot. ...<<

Flucht von Rumänien-Deutschen nach Österreich im Oktober 1946

Erlebnisbericht des R. G. aus dem Banat, Rumänien (x007/371-374): >>>10. Oktober 1946: Wir waren nach ... langem Überlegen zur Einsicht gekommen, nur unseren Buben mit uns zu nehmen und unser Töchterchen bei den Großeltern in Temesvar zu lassen. Irgendwie sollte sie später nachgebracht werden.

Ein Rumäne, der uns schwarz über die Grenze bringen sollte und dafür schwer bezahlt wurde, versagte, und wir fielen der Gendarmerie und dem Grenzschutz in die Hände.

Von 20 Uhr bis nach 2 Uhr früh ... wurden wir verhört und ausgeforscht. Alle Bestechungsversuche unsererseits schlugen fehl. Das sonst so weiche rumänische Herz blieb hart. Die Angst vor eventuellen Folgen war eben größer als der vielleicht vorhandene gute Wille. Wir blieben in Haft. ...

Gegen 3 Uhr morgens legten wir uns nieder. Wir sollten bei Tagesanbruch nach Arad gebracht werden. Die beiden Unteroffiziere (des rumänischen Grenzschutzes) spielten mit dem Gemeinde-Notar im Zimmer nebenan Karten und tranken. Endlich legten auch sie sich nieder.

Zu allem entschlossen weckte ich meine Frau, die Großtante und unseren Buben. Das Unwahrscheinliche gelang. Wir kamen unbemerkt aus dem Hause, bogen in eine Seitenstraße und schlichen mit dem Kind und unserem schweren Gepäck an den Bäumen entlang. Schließlich betraten wir das Haus eines Ungarn und erklärten dem verschlafenen Bauern unsere Lage. Er begriff rasch und versteckte uns in einer halbverfallenen Spreuhütte. Darin verbrachten wir den ganzen Tag. Im (rumänischen) Dorf wurden wir bis Mittag überall gesucht. ... Die schwerste Nacht sollte uns aber noch bevorstehen. Der ungarische Bauer ... trat mit Grensoldaten in Verbindung, mit denen er gut bekannt zu sein schien. ...

Um Mitternacht erschienen 2 Soldaten. Sie verlangten Riesensummen, uns schwarz über die Grenze zu bringen. Sie sagten ganz offen, daß sie uns, wenn wir nicht zu zahlen bereit wären, ohne weiteres auch zum Grenzhaus ... bringen könnten. Beim Licht einer Stallaterne verhan-

delten wir etwa 2 Stunden. Endlich waren wir uns handelseinig geworden. Unser ganzes rumänisches Geld und fast alle Forint (ungarische Münzeinheit), einen Anzug, einen Mantel, 2 neue Hemden, 3 Paar Schuhe, Kleider und Wäsche sowie Seidenstrümpfe mußten wir abtreten. Schließlich mußten aber auch noch meine Armbanduhr und mein Füllfederhalter geopfert werden. Wir wurden also sehr "erleichtert".

Gegen 3 Uhr morgens brachen wir auf. Die Grenzsoldaten halfen uns, das Gepäck zu tragen. Wir kamen gut bis zum Grenzgraben. Dort drückten uns die Soldaten die Hand und verabschiedeten sich mit: "Guten Weg!" Weiter ging es querfeldein. Im Morgengrauen erreichten wir den ersten in Ungarn liegenden Hof. Den Vormittag verbrachten wir in einem Kuhstall. Nachmittags fuhr uns ein Bauer zur nächsten Eisenbahnstation. Wir bestiegen anstandslos den Zug und waren am Abend des 12. Oktober 1946 in Szegedin.

Gott sei Dank, die Tante meiner Frau lebte noch. Wir fanden sie in ihrer alten Wohnung. Bei ihr hielten wir uns auf. Dank ihrer Vermittlung konnten wir Wäsche, Strümpfe, Decken usw. in Forint umtauschen. Damit bezahlten wir die Fahrkarten von Szegedin nach Sopron.

Am 17. Oktober 1946 bestiegen wir den Zug und gelangten gut nach Budapest. In den Straßen der Hauptstadt Ungarns wurde gerade der Selbstmord Hermann Görings durch die Zeitungsverkäufer ausgeschrien. Im Zug Budapest - Győr wollte der Schaffner unsere Fahrkarten beanstanden. Er nahm sie an sich und verschwand damit. Wir saßen unterdessen wie auf Nadeln. Schließlich gab er uns die Fahrkarten aber zurück. "Was geht es mich an, daß sie von einer Grenze Ungarns zur anderen fahren. Ich bin ja kein Gendarm!" ... Wir durften erleichtert aufatmen.

Aber die Schwierigkeiten wollten nicht aufhören. In Győr mußten wir umsteigen. Im Wartesaal entgingen wir nur ganz knapp einer Ausweiskontrolle. Hier trafen wir auf Banater, die, schwarz aus Deutschland kommend, auf der Heimreise waren. Im Zug nach Sopron stellte der Schaffner fest, daß wir keine richtigen Fahrscheine hätten. Auf dieser Strecke verkehrten nämlich Staats- und Privatzüge, und wir hatten ausgerechnet einen Privatzug erwischt. Wir mußten neue Fahrkarten lösen und standen wieder ohne Geld da. ...

In Sopron hielten wir uns bei einem Bekannten auf, den das Schicksal aus dem Banat hierher verschlagen hatte. Er erklärte uns die Grenzörtlichkeiten, und wir gingen noch in derselben Nacht nach Österreich. Bei Einbruch der Dunkelheit brachen wir auf. Der Kirchturm des ersten österreichischen Dorfes und dahinter ein dunkler Berg dienten uns als Kompaß. Ab und zu hörten wir Schüsse fallen. Scheinwerfer der ungarischen Grenzer flammten auf, strichen über das Grenzgebiet und erloschen wieder. Unser kleiner Junge hielt sich tapfer. Oft fiel er, weinte leise, biß dann aber die Zähne zusammen und hielt mit uns Schritt. Erschöpft trafen wir in einem Dorf ein. Schon beim ersten Anklopfen wurde uns geöffnet. Es war Schattendorf, wir waren in Österreich.

In dem Dorf hatten wir Gelegenheit, die Seele der Grenzbewohner von der allerbesten Seite kennenzulernen. Die Hausbewohner nahmen uns freundlich auf. Wir konnten uns waschen, ausruhen und vor allem ohne Sorge schlafen. Die Nachbarn halfen mit, uns zu verpflegen und lehnten - wir hatten österreichische Schillinge - jede Bezahlung entschieden ab. Mein Junge und ich waren froh; denn jetzt durften wir wieder reden. Durch ganz Ungarn mußten wir 2 die Stummen spielen, weil wir nicht Ungarisch konnten. Bei dem Kinde war es weniger aufgefallen, bei mir aber um so mehr. ...

Die größte Schwierigkeit bereitete uns der Umstand, daß der Eisenbahnverkehr in Österreich eingeschränkt war und man für jede Reise eine Dringlichkeitsbescheinigung brauchte. Der Bürgermeister von Schattendorf stellte uns eine solche aus, und wir verließen am 23. Oktober 1946 den Grenzort Richtung Wien. Abends erreichten wir die Hauptstadt Österreichs. Bei Landsleuten, deren Adresse wir von daheim kannten, fanden wir Unterschlupf.

Interessant war die Tatsache, daß die Wiener Zentralberatungsstelle der Volksdeutschen, die

wir um Rat und Hilfe baten, uns vor einer Weiterreise in die westlichen Bundesländer warnte und uns über eine Stunde lang zuredete, bei dieser oder jener Baufirma als Hilfsarbeiter einzutreten und in Wien zu bleiben. Als ich darauf erwiderte, daß ich in meinem Beruf arbeiten möchte und gerade deshalb Rumänien verlassen hatte, wurde ich grob angefahren: "Was fällt Ihnen eigentlich ein? Wären Sie doch unten geblieben!" Ich empfahl mich, und wir fuhren noch am gleichen Tage weiter. Wenn ich die Hilfsbereitschaft des Schattendorfer Bürgermeisters mit der Haltung der Volksdeutschen Mittelstelle vergleiche, muß ich mich heute noch für die letztere schämen. ...

Auf der Reise von Wien ... nach Prägarten wurden wir zweimal zur Ausweisung aufgefordert. In beiden Fällen gab man sich jedoch mit der Dringlichkeitsbescheinigung aus Schattendorf zufrieden. Wir waren am Ende unserer Kräfte, als wir am 26. Oktober 1946 in Prägarten anlangten. Die Nerven wollten auch nicht mehr. Wie oft hatte ich Reisende beneidet, die sicheren Schrittes aussteigen konnten, die ein Weg in das vertraute Heim führte.

Landsleute halfen uns später über die russische Demarkationslinie.<<

Lebensverhältnisse im Banat, Flucht von Rumänien-Deutschen nach Österreich im August 1947

Erlebnisbericht der H. D. aus der Gemeinde Jahrmarkt im Banat, Rumänien (x007/374-375):

>>Die Enteignung wurde vollständig durchgeführt, als die Kolonisten ins Dorf kamen, denn was vorher die Russen nicht mitgenommen hatten, nahmen uns die Kolonisten. Sie gingen in die schönsten Häuser des Dorfes und der Deutsche mußte weichen, entweder ganz aus seinem Haus und Eigentum oder in die hinteren Nebenräume.

Die Felder konnten die Deutschen nicht mehr bearbeiten, denn sie hatten keine Zugtiere und Geräte zur Feldarbeit. Es wurde den Deutschen unmöglich gemacht, sich etwas von den Feldern zu holen. Es waren unmögliche und schwere Zeiten. Man versuchte sich durchzuschlagen. Wir verständigten uns mit den rumänischen Kolonisten und gingen mit ihnen auf die Felder, denn viele verstanden nichts von der Landwirtschaft. ... Man verkaufte ... Kleider und sonstige Sachen. ... Ältere Leute hatten es sehr schwer; sie trugen die Not mit ins Grab und fanden so ihre Glückseligkeit. Die Zustände waren grauenhaft. ... Ich lebte mit meinen 3 kleinen Kindern in Not und Elend. ...

Im August 1947 begab ich ... mich mit meinen 3 Kindern auf die Flucht. ... Wir fuhren mit der Bahn zur ungarischen Grenze. Leider nahmen sie uns dort fest und transportierten uns von Curtiei nach Arad und von dort nach Temeschburg. Danach ließen sie uns wieder frei. Wir begaben und jetzt nach Tschanad an die rumänisch-ungarische Grenze. Dort hatten wir Glück und konnten mit den vielen Flüchtlingen aus den jugoslawischen Vernichtungslagern nach Ungarn kommen. In Ungarn ... kamen wir per Eisenbahn, Auto und zu Fuß an die österreichische Grenze.

Es muß noch gesagt werden, daß die Ungarn-Deutschen uns sehr wohlwollend unterstützt haben und uns mit den Kindern Quartier sowie auch Essen gaben. ... Dieser Leidensweg wäre (ohne ihre Hilfe) noch bitterer ausgefallen. Die österreichischen Grenzer haben uns ohne weiteres übernommen, und so waren wir schon eine Last von unseren Herzen los, nämlich die Unsicherheit und die Vogelfreiheit. Von dort ging es dann schon leichter bis nach Deutschland und schließlich zu meinem Ehegatten nach Rastatt. Groß war die Freude, da hier auch die Tochter schon vor einigen Tagen aus Rußland eingetroffen war.<<